DIE SPRACHGEOGRAPHIE UND IHRE ERGEBNISSE FUR DIE ALLGEMEINE SPRACHWISSENSCHAFT

E. Gamillscheg

Neuphilologische Handbibliothek
für die westeuropäischen Kulturen und Sprachen
Herausgegeben von
Professor Dr. Max Kuttner, Studiendirektor in Berlin
Band 2

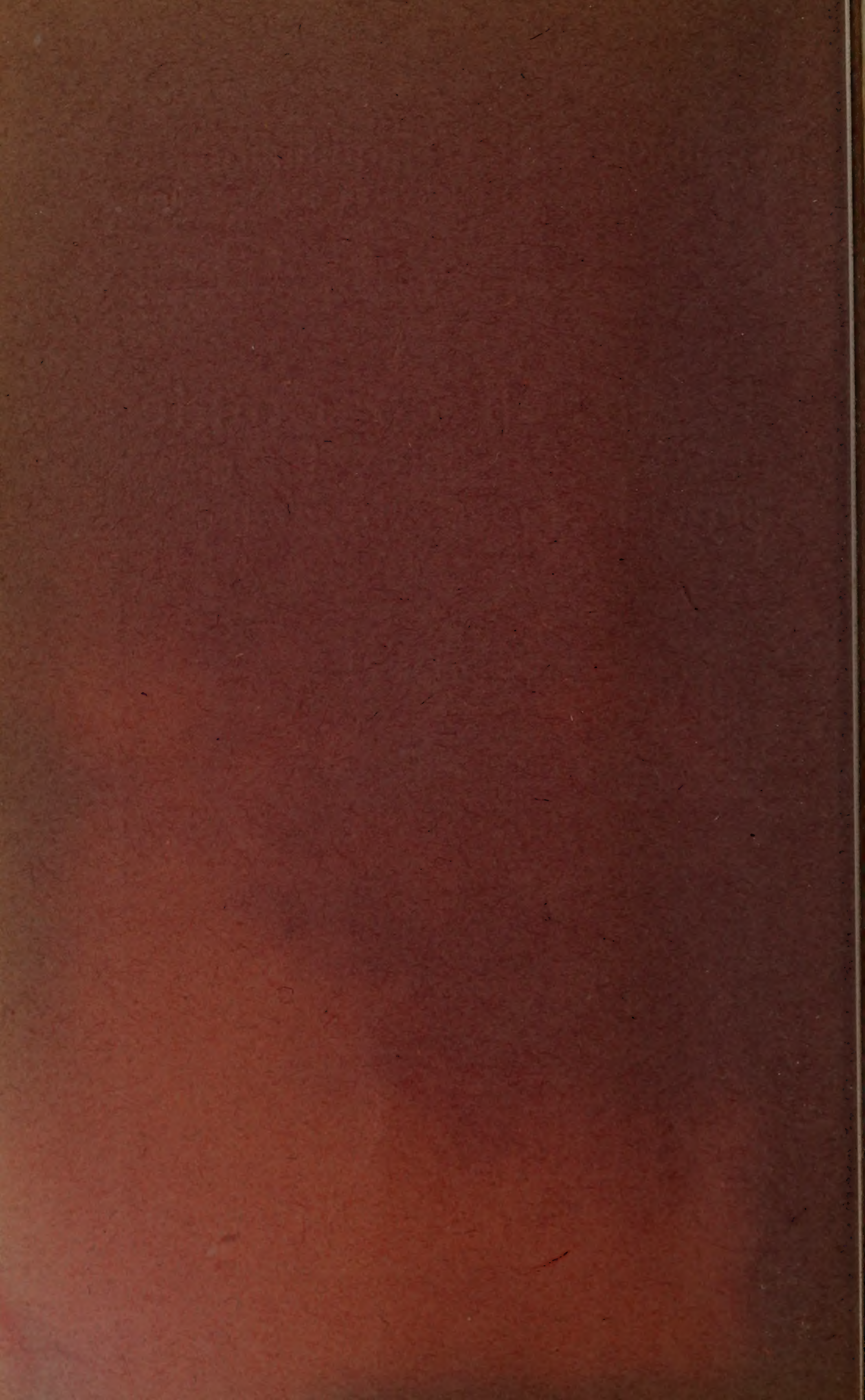
Die Sprachgeographie
und ihre Ergebnisse für die allgemeine Sprachwissenschaft

Von
Ernst Gamillscheg

Mit 14 Sprachenkarten und
einer Karte von Frankreich



Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing



Neuphilologische Handbibliothek
für die westeuropäischen Kulturen und Sprachen
Herausgegeben von
Professor Dr. Max Kuttner, Studiendirektor in Berlin

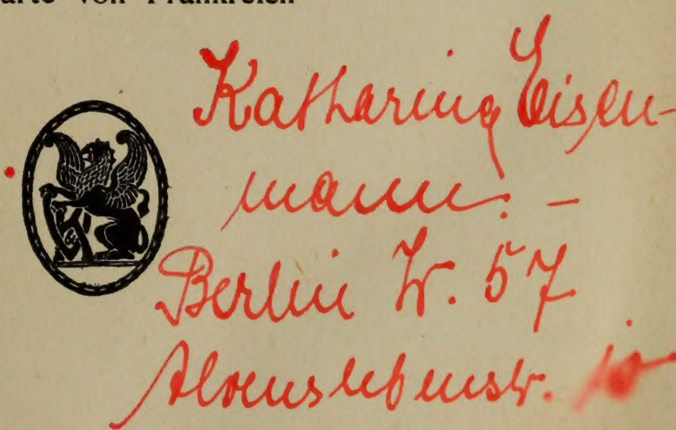
Band 2

Die Sprachgeographie
und ihre Ergebnisse für die allgemeine Sprachwissenschaft

Von

Ernst Gamillscheg

Mit 14 Sprachenkarten und
einer Karte von Frankreich



Bielefeld und Leipzig 1928
Verlag von Velhagen & Klasing

Dem weit ausschauenden Förderer
der Wissenschaft

Dr. jur. et phil. Fritz Baron Geier

in herzlicher Freundschaft
zugeeignet

Vorwort.

Der Zweck dieses Büchleins ist durch den Rahmen der Sammlung, in der es erscheint, bestimmt. Es soll weniger neue Ergebnisse bringen, als das, was die sprachgeographische Forschung an allgemein Wissenswertem in den letzten 20 Jahren zutage gefördert hat, in kurzer, leicht verständlicher Fassung wiedergeben. Es ist also in erster Linie für den Oberlehrer bestimmt, dem seine Berufspflichten nicht die Zeit übrig lassen, die wissenschaftliche Literatur auf dem von ihm vertretenen Wissensgebiet durchwegs aus erster Hand zu verfolgen. Die hier vorgeführten Erscheinungen sind größtenteils den klassischen Werken der sprachgeographischen Forschung, zum Teil auch eigenen Untersuchungen entnommen. Um das Wesentliche hervortreten zu lassen, sind die Einzelheiten der Fragen vielfach zurückgedrängt worden. Es wird ja stets angegeben, wo über die behandelten Probleme Genaueres zu erfahren ist.

Daß der größte Teil des angeführten Materials aus den Arbeiten auf romanistischem Gebiet entnommen wurde, erklärt sich zunächst aus der Studienrichtung des Verfassers. Es erklärt sich aber wohl auch daraus, daß gerade auf dem Gebiet der Sprachgeographie die Romanistische Forschung aus den Gründen, die im einleitenden Abschnitt angegeben sind, wenigstens derzeit noch die Führung inne hat. Manche der Fragen, die im Laufe der Abhandlung angeführt werden, haben mit Sprachgeographie im engeren Sinne wenig zu tun. Es handelt sich aber durchwegs um Probleme, die durch die sprachgeographische Forschung neue Anregung erhalten haben, durchwegs um Fragen, die für die sprachliche Biologie von Wichtigkeit sind. So hätte vielleicht der Titel des Büchleins auch „Beiträge zu einer Biologie der Sprache" lauten können. Doch wären es so nur Beiträge geblieben, während unter dem Gesichtspunkt der Sprachgeographie wohl alle Probleme behandelt sein dürften, welche die Forschung seit dem Bestehen dieses neuen Zweiges der Sprachwissenschaft aufgeworfen hat.

Berlin, im Juni 1927.

Verzeichnis der Abkürzungen.

ALF = Atlas linguistique de la France, p. p. J. Gilliéron & E. Edmont, Paris. 1903—1910.

AR = Archivum Romanicum. Nuova Rivista di filologia romanza, diretta da Giulio Bertoni. Genf 1917 ff.

ASSL = Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen. Herausgegeben von A. Brandl und O. Schultz-Gora.

BDR = Bulletin de dialectologie romane, 1909 ff., neben der *RDR* von der Société internationale de dial. rom. veröffentlicht.

Bull. Soc. Lingu. = Bulletin de la Société de Linguistique de Paris. Paris 1868 ff.

Dacoromania = Dacoromania. Buletinul 'Muzeului limbei române', condus de Sextil Puşcariu, Cluj. 1920 ff.

EWFS = Etymologisches Wörterbuch der französischen Sprache von E. Gamillscheg. Winter, Heidelberg 1928.

Gilliéron, abeille = J. Gilliéron, Généalogie des mots qui désignent l'abeille d'après l'Atlas linguistique de la France. Paris 1918.

Gilliéron, Scier = Gilliéron et Mongin, Scier dans la Gaule Romane. Paris 1905.

GRM = Germanisch-Romanische Monatsschrift. Herausgegeben von Heinrich Schröder. Heidelberg 1909 ff.

LGRP = Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. Herausgegeben von O. Behaghel und F. Neumann. 1880 ff.

RDR = Revue de Dialectologie Romane, publiée par B. Schädel. Bruxelles-Hamburg 1909—1914.

RLR = Revue des langues romanes, Montpellier.

RLiR = Revue de Linguistique Romane, publiée par La Société de Linguistique Romane. Paris 1925 ff.

SAWien = Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Klasse der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien. Hölder.

ZRP = Zeitschrift für Romanische Philologie. Herausgegeben von A. Hilka, Halle a. S.

> = wird zu, geworden zu

< = gebildet aus

/ / zeigt an, daß die Formen phonetisch zu lesen sind.

— unter der Nummer einer Karte deutet an, daß jedem Strich ein Beleg entspricht.

I.

Zur Geschichte der Sprachgeographie.

Eine Sprachgeographie in dem Sinne wie es etwa eine Pflanzen- und Tiergeographie gibt, hat es gegeben, seitdem man sich wissenschaftlich mit den Sprachen und ihrer Verbreitung über den Erdball beschäftigte. Was man aber heute als Sprachgeographie bezeichnet, beschränkt sich nicht mehr auf die Feststellung der geographischen Lagerung der einzelnen Sprachen und Mundarten, sondern man sucht aus dieser Lagerung Schlüsse auf das Entstehen und Werden der sprachlichen Erscheinungen, gleichgültig welcher Art, zu ziehen. Die moderne Sprachgeographie ist also die Verfeinerung, Vertiefung einer Forschungsrichtung, die vor ihr bestanden hat. Auch die onomasiologischen Arbeiten der letzten Jahrzehnte, wie die Untersuchungen von Tappolet über die romanischen Verwandtschaftsnamen, von Zauner über die Bezeichnungen der Körperteile, von Merlo über Jahreszeiten und Monatsnamen u. v. a. sind geographisch eingestellt, aber die Feststellung der geographischen Verbreitung der einzelnen Formentypen ist hier Selbstzweck, nicht Hilfsmittel zur Erkenntnis des Werdens und Lebens der Wortformen. Das war vielfach auch schon deshalb nicht möglich, weil das größtenteils aus Wörterbüchern gesammelte Material, das in den genannten Untersuchungen verarbeitet ist, für eine Ausdeutung im Sinne der heutigen Sprachgeographie gar nicht ausreicht.

Begründer dieser neuen Forschungsrichtung, von der Schuchardt sagt: „mehr als die schwierigste Rechnung, die mit Hilfe alter Operationen ausgeführt wird, bedeutet die Ermittlung einer neuen Operationsart“ (Hugo Schuchardt-Brevier, herausgegeben von Leo Spitzer, 345) ist in dreifacher Hinsicht Jules Gilliéron. Er

hat durch die Veröffentlichung des Atlas linguistique de la France (= ALF[1]) der Forschung das verfeinerte Material gegeben, das die Voraussetzung für die Verfeinerung der Forschungsrichtung war; er hat als Erster die Tragweite der neuen geographischen Betrachtungsweise geahnt[2]) und hat die neue Forschungsmethode zur höchsten Vollendung geführt[3]). Er hat endlich persönlich auf den romanistischen Nachwuchs, namentlich in seinen Übungen an der École des Hautes Études in Paris, nachhaltiger eingewirkt als irgend ein anderer Forscher unserer Tage[4]).

Die Idee, sprachliche Erscheinungen in Kartenform darzustellen, ist nicht Gillierons geistiges Eigentum. Er hat die Anregung von seinem Lehrer Gaston Paris übernommen, dem selbst als Vorbild der Plan eines deutschen Sprachatlas vorschwebte, der seit 1876 von Georg Wenker ausgearbeitet wurde[5]). Auch auf dem Gebiet der romanischen Sprachwissenschaft hatte Gilliéron einen Vorgänger in Gustav Weigand, der 1898—1909 einen rumänischen Sprachatlas auf 67 Karten veröffentlichte. Aber diese Werke wurden entweder überhaupt nicht allgemein zugänglich, wie der erwähnte Sprachatlas des deutschen Reiches, oder aber sie umfassen ein relativ beschränktes Gebiet[6]) und waren mehr oder weniger alle nur auf die Feststellung der geographischen Verbreitung l a u t l i c h e r Erscheinungen zugeschnitten. Gilliérons große Tat war, daß er sein Programm nicht nach bestimmten lautlichen oder morphologischen Problemen einrichtete, sondern die ganze Vielgestaltigkeit des galloromanischen Wortschatzes mit in Betracht zog. Durch jahrzehntelange Beschäftigung mit den Mundarten nicht nur seiner Schweizer Heimat, sondern auch eines großen Teiles Nordfrankreichs war er mit dem bäuerlichen Wortschatz vollkommen vertraut. Sein Fragenprogramm setzt sich daher aus drei Gruppen zusammen, 1. aus einzelnen nach Begriffsgruppen geordneten Wörtern, die zum Normalwortschatz der bäuerlichen Bevölkerung gehören; 2. aus einer weiteren Gruppe isolierter Wörter, von denen Gilliéron wußte, daß sie regional beschränkt waren und 3. aus ungefähr 100 Sätzen von einfachem Bau, welche

die Wörter im Satzzusammenhang zeigen, aber auch die wichtigsten morphologischen und syntaktischen Erscheinungen in den Mundarten erkennen lassen sollten[7]). „Mit der direkten Aufnahme dieses Fragebogens betraute Gilliéron den aus der Pikardie gebürtigen E. Edmont, der schon durch ein mustergültiges Lexique de Saint Pol seiner heimatlichen Mundart ein bleibendes Denkmal gesetzt hatte. Mit einem für Lautnüancen außerordentlich fein geschulten Ohr war Edmont der geeignete Mann, die ihm zugedachte Aufgabe mit möglichst großer Genauigkeit durchzuführen. Er durchwanderte während beinahe vier Jahren (1896—1900) Frankreich und das außerhalb der politischen Grenzen gelegene französische Sprachgebiet in verschiedenen Richtungen, indem er bei einfachen Leuten, die das Französische sowie ihre Mundart beherrschten, seine nach begrifflichen Gruppen geordnete Wörtersammlung abfragte. Die Angaben seiner Gewährsleute zeichnete er peinlich genau mit Hilfe einer einfachen phonetischen Umschrift auf, und ohne weitere Retouche sandte er sein Phonogramm an Gilliéron, der das gesamte Material nach bestimmten Gesichtspunkten ordnete. Während Edmont noch unterwegs war, bereicherte Gilliéron die im ursprünglichen questionnaire enthaltenen Ausdrücke um mehr als 300, die besonders Namen von Pflanzen, Tieren, Gegenständen betreffen, welche dem Süden eigentümlich sind .... Nachdem G. Paris durch persönliche Fürsprache die französische Regierung zum Ankauf einer bestimmten Anzahl von Exemplaren veranlaßt hatte, erschien das erste Faszikel von 50 Karten bereits im Jahr 1902.“

„Jedes Blatt stellt im Maßstab 1 : 500000 eine stumme Karte des französischen Sprachgebietes (Frankreich, Wallonie, französische Schweiz, Val d'Aosta, die provenzalischen Waldensertäler der italienischen Alpen) dar; die Grenzen der Departements wie ihre Namen sind eingetragen. Die 639 Gemeinden, welche Edmont aufsuchte, sind nach einem bestimmten Verfahren numeriert. Jede Karte führt uns das ganze Wortmaterial für einen bestimmten Begriff vor: das Blatt *mouton* z. B. gibt uns für die sämtlichen 639 Punkte, in denen

das Wort in der Verbindung *un troupeau de moutons* abgefragt wurde, den entsprechenden Ausdruck. Die einzelne Form steht in phonetischer Transkription neben der Zahl, mit welcher die Gemeinde bezeichnet ist. Oft sind am gleichen Orte mehrere Ausdrücke gleichzeitig gebräuchlich; der Unterschied in ihrer Bedeutung, soweit er Edmont bekannt wurde, ist in einer Ecke der Karte angegeben“[8]).

Der abgeschlossene Atlas enthält über 1400 vollständige Karten, über 300 halbe Karten, fast 200 Viertelkarten. Die halben Karten geben die Formen des Südens, die Viertelkarten die des Südostens; Einzelformen, die Edmont auf dem nicht kartographisch aufgenommenen Gebiet bekannt wurden, sind als Anmerkung auf den Karten verzeichnet. Dazu kommen noch die wichtigen Ergänzungen des 308 Seiten starken Supplementbandes. (Ein zweiter Ergänzungsband ist angekündigt, aber nicht erschienen.) Welch ungeheure Arbeit in diesem Werke niedergelegt ist, ergibt sich schon daraus, daß auf den 1920 Karten weit über eine Million Formen eingezeichnet sind[9]).

Die Ergebnisse der neuen sprachgeographischen Methode, (die mit den am deutschen Sprachatlas gemachten Erfahrungen überraschend genau übereinstimmten), haben die Anlegung weiterer Sprachatlanten auf romanischem Gebiet angeregt. Abgesehen von Darstellungen kleineren Umfangs[10]) haben Gilliéron und Edmont selbst unter Verwertung der mit dem ALF gemachten Erfahrungen einen Sprachatlas der Insel Korsika ausgearbeitet, von dem 4 Faszikeln erschienen sind[11]). A. Griera, ein Schüler Gilliérons, hat, die Arbeiten Edmonts und Gilliérons in seiner Person vereinigend, in den Jahren 1912—1921 die Mundarten seiner Heimat, Katalonien, aufgenommen. Sein Fragenprogramm ist um ein volles Tausend von Wörtern reicher als das des ALF, das Netz der untersuchten Ortschaften enger. Drei Lieferungen dieses großen Werkes[12]) sind bereits erschienen, der Rest liegt druckfertig vor. Auch das rätoromanische, italienische und sardische Sprachgebiet wird in kurzer Zeit seinen Atlas haben. Dieser Atlas

wird mehr als dies im ALF der Fall ist, auch die Sprachformen der Städte berücksichtigen, für die ein eigenes Fragenprogramm ausgearbeitet wurde; er wird neben dem Sprachatlas aber gleichzeitig ein Sachatlas werden. Die beiden Herausgeber Karl Jaberg und Jakob Jud zeigen sich also gleichzeitig als Schüler Gilliérons wie Hugo Schuchardts. Eine Probekarte ist bereits erschienen[13]), die von den Herausgebern gesammelten Materialien sind bereits in einer Reihe von Untersuchungen verwertet worden. Nach den Ergebnissen dieser Untersuchungen ist zu erwarten, daß die Geschichte der sprachlichen Gliederung Italiens durch die Veröffentlichung dieses Atlas ebenso eine Umwälzung erfahren wird wie dies auf galloromanischem Boden der Fall war[14]).

Unterdessen ist auch von reichsitalienischer Seite der Plan zu einem nationalen italienischen Sprachatlas entworfen worden, dessen Leitung die Turiner Romanisten Bartoli und Bertoni in die Hand genommen haben. Mir will es scheinen, als ob dieser neue Plan zu großartig angelegt wäre, um Aussicht auf Verwirklichung zu haben[15]).

Was sonst noch auf romanischem Gebiet an Sprachatlanten geplant ist, ist über die ersten Anfänge noch nicht hinausgekommen[16]).

II.

Die Frage der Mundartenbildung.

Das durch den ALF der Forschung neu zugänglich gemachte Material hat zunächst dazu angeregt, Probleme zu überprüfen, die schon vorher die Wissenschaft beschäftigt haben, so zunächst die Frage: „Gibt es Mundartengrenzen?“ Die Beantwortung dieser Frage schließt die Stellungnahme zu der weiteren Frage in sich, ob es überhaupt Mundarten in wissenschaftlichem Sinne gibt.

Es hatte nämlich eine Gruppe von Forschern (Schuchardt, G. Paris, P. Meyer) die These aufgestellt, daß es zwar eine Grenze zwischen einzelnen von einander abweichenden Lautentwicklungen gebe, nicht aber zwischen verschiedenen Mundarten, daß vielmehr diese unmerklich in einander übergingen; andere wie Ascoli,

Groeber, Gauchat blieben dagegen bei der Ansicht, daß die populäre Auffassung von dem Bestehen gewisser mehr oder weniger scharf sich abtrennender Mundarten sich vor der Wissenschaft ohne weiteres rechtfertigen lasse[17]).

Die Beobachtungen am ALF haben nun gezeigt, daß beide Auffassungen richtig sind. Zunächst ging eine Tatsache deutlich hervor, die schon vorher am deutschen Sprachatlas beobachtet worden war[18]), daß eine einheitliche Grenze zwischen verschiedenen lautlichen Entwicklungsformen nur sehr selten zu finden ist. Verfolgt man z. B. die Grenze zwischen dem Norden, in dem lat. intervokalisches *-t-* verstummt ist, und dem Süden, in dem es als *-d-* erhalten ist, so zeigt sich, daß die Grenzlinien zwischen franz. *roue* und prov. *roda*, zwischen franz. *couenne* und prov. *codena*, zwischen franz. *crier* und prov. *cridar* auf weiten Strecken nicht zusammenfallen. Doch bewegen sich die einzelnen Grenzlinien in der gleichen Richtung, und nur die Mundarten innerhalb eines bald engeren, bald weiteren Gürtels schwanken zwischen nördlicher und südlicher Entwicklung. Man wird also auch bei Lautgrenzen nicht von strengen Grenzlinien, sondern von Grenzzonen sprechen müssen. Eine einzelne Lautgrenze in dem angegebenen Sinn wird aber erst dann zur Mundartengrenze werden, wenn sich innerhalb des gleichen Grenzgebietes verschiedene miteinander in keinem unmittelbaren Zusammenhang stehende Grenzlinien sprachlicher Erscheinungen bewegen, wenn also etwa eine Grenzlinie aus dem Gebiet der Lautlehre mit einer solchen aus dem Gebiet der Formenlehre, der Syntax, der Wortlagerung usf. zusammenfällt. Daß innerhalb der gleichen Grenzzone gewisse Lautabweichungen in allen Fällen derselben Linie folgen, andere die normale Abweichung innerhalb der Zone zeigen, hat Dauzat, Géogr. lingu. 50 im Dep. Puy-de-Dôme beobachtet. Hier ist die Scheidung zwischen den Formen mit erhaltenem *-s-* vor Konsonanten und den nördlichen Entsprechungen mit Schwund dieses *-s-* von Gemeinde zu Gemeinde streng durchgeführt, (z. B. nördlich *tête*, südlich *testa*) während in anderen Fällen das übliche Schwanken innerhalb der lautlich gleich konstituierten

Paradigmen beobachtet wurde. Das zeigt, daß innerhalb einzelner Gemeinden gewisse lautliche Eigenheiten der Mundart als charakteristisch empfunden werden, während andere weniger stark bewußt sind.

Sieht man also Büschel von Grenzlinien als Zeichen vom Bestehen wirklicher, abgrenzbarer Mundarten an, so zeigt der ALF, daß im Süden und im äußersten Norden Frankreichs zweifellos Mundarten im wissenschaftlichen Sinn bestehen, daß solche aber fast vollständig fehlen, wo die eigentliche Mundart in der Auflösung begriffen ist wie im größten Teil Nordfrankreichs, namentlich im Zentrum und Westen. Das stärkste Grenzlinienbüschel fällt mit dem obersten Lauf der Garonne zusammen, teilt sich dann in drei Gruppen, von denen die nach Norden ausmündende das heutige Provenzalische vom Nordfranzösischen trennt, die mittlere den Westteil des provenzalischen Sprachgebietes, nämlich Gascogne, Quercy, Rouergue und Languedoc vom Osten und Nord-Osten abtrennt; ein drittes, stark ausgebildetes Lautgrenzenbündel trennt innerhalb dieses Gebietes die Gascogne als charakteristische Mundartengruppe ab.

Im Norden ist es namentlich das Gebiet der Picardie mit dem Artois und der westliche Teil der Wallonie, die ein eigenes mundartliches Gepräge aufweisen, während zwischen Champagne, Ile de France und den westfranzösischen Mundarten kaum mehr von einer Mundartengrenze gesprochen werden kann. Schärfer trennt sich wieder das Südostfranzösische von den übrigen Mundarten des Ostens ab, zerfällt selbst wieder in zwei sprachlich gesonderte Teile, von denen der nördliche starke Beeinflussung durch das Nordfranzösische zeigt. Im Südwesten hat das Poitevinische in vieler Beziehung ein charakteristisches Gepräge bewahrt. Es ist in lautlicher Beziehung heute von dem südlich anschließenden Gascognischen scharf getrennt, aber auch gegen den Norden und Nordosten ist es in anderen Lauterscheinungen scharf abgegrenzt[19]).

Solche Mundartengrenzen in kleinerem Umfang sind schon vorher wiederholt festgestellt worden, so zwischen Metz und Belfort, zwischen Lothringisch und Burgundisch,

zwischen Ventimiglia und Nizza, zwischen Provenzalisch und Piemontesisch am Ostabhang der Kottischen Alpen usf., S. Gauchat ASSL 111, 380; Wechßler, Festsch. Suchier 523 Anm. Man wird also mit Gauchat als Mundart die Sprache eines Gebietes bezeichnen, die in einer Kernlandschaft eine Summe von der Nachbarmundart abweichender sprachlicher Erscheinungen vereinigt, wenn sich auch nicht alle diese Erscheinungen genau über das ganze Gebiet erstrecken.

Die Gründe für die dialektische Sonderstellung gewisser Teile innerhalb eines größeren Ganzen sind verschieden. Geographische Abgeschlossenheit ist einer dieser Gründe, Zusammenfassung der Gebiete in die gleiche politische oder kirchliche Gemeinschaft ein zweiter. Von großer Bedeutung für die Mundartenbildung ist ferner die Siedlungsgeschichte. Meist treffen mehrere oder alle der angeführten Gründe zusammen[20]). Dagegen ist es sehr unwahrscheinlich, daß in der heutigen sprachlichen Gliederung Frankreichs alte Stammesunterschiede noch nachwirken. Man könnte versucht sein, die sprachliche Sonderstellung des Südwestens Frankreichs darauf zurückzuführen, daß die dort ursprünglich einheimischen Aquitaner keine Kelten waren wie die Bituriges und Santones im Norden, die Cadurci im Nordosten, die Volcae im Osten. Allein die historische Untersuchung der Mundart von Poitou hat gezeigt, daß dieses altkeltische Gebiet im frühen Mittelalter mit dem nichtkeltischen Süden sprachlich vielfach zusammengeht. Man hat ferner die Sonderstellung des Südostfranzösischen daraus erklärt, daß es das alte Reich der Burgunder fortsetze. Aber der geographische Zusammenfall dieses Reiches und des Südostfranzösischen ist nur ein teilweiser[21]). Daß im Einzelnen geographischer Zusammenhang zwischen heutigen Mundartgebieten und alten Stammesgebieten zu bestehen scheint, erklärt sich vielmehr daraus, daß die römischen Verwaltungseinrichtungen und daran anschließend die kirchliche Einteilung den alten Gaugrenzen folgte.

M. Henschel (Zur Sprachgeographie Südwestgalliens) hat gezeigt, daß die alte im Mittelalter stark benützte Handelsstraße von Bordeaux nach Narbonne, die die



Karte I.

rascheste Verbindung zwischen dem atlantischen Ozean und dem mittelländischen Meer herstellte, mit einer der stärksten Lautgrenzen zusammenfällt. Auch die Straßenabzweigung von Toulouse nach St Bertrand de Comminges folgt der Abzweigung zahlreicher Lautgrenzen von der Hauptlinie. So scheint es denn, daß längs solcher Straßen auch Lautveränderungen gewandert sind, und das beigefügte Kartenbild erweckt tatsächlich den Eindruck, als wären gewisse Lautveränderungen hier zunächst die Verkehrsstraßen entlang gewandert und hätten sich dann einerseits stark gegen den Süden, schwächer gegen den Norden zu ausgebreitet, so daß die mundartliche Konstituierung z. B. der Gascogne vom Nordosten aus erfolgt wäre. Maßgebend bei der Dialektbildung ist also in erster Linie die Eigenschaft der Sprache als Mittel zur Verständigung. Je enger ein Gebiet zusammenge-

halten wird, desto stärker wird der sprachliche Aneinanderschluß der Bevölkerung sein. Je länger dauernd und stärker eine politische oder administrative oder kirchliche Grenze ist, desto leichter bilden sich Gegensätze gegenüber anderweitig zusammengefaßten Gruppen von Sprechenden aus. So wird die Geschichte der Dialekte von den kleinsten bis zu den größten Gebieten mit der allgemeinen Geschichte aufs engste verwoben. „(Der Dialektologe) bedarf alle Augenblicke des Historikers im weitesten Sinne, des politischen, des Territorial- und Lokalhistorikers, des Kultur- und Literarhistorikers" (Wenker ASSL 111, 33).

III.

Zur Frage des Lautwandels.

Die Sprachgeographie hat, wie die folgenden Abschnitte noch deutlich zeigen werden, die Tatsache besonders hervortreten lassen, daß jedes Wort seine eigene Geschichte hat, ebenso was seine lautliche wie seine Bedeutungsentwicklung betrifft. Die Sprachgeographie hat ferner gezeigt, daß sich lautliche Veränderungen nicht unbewußt, mit Naturnotwendigkeit vollziehen müssen, sondern daß sie das Ergebnis der verschiedensten historischen und kulturellen Faktoren sein können, wie sie bei der Frage der Mundartenbildung beobachtet wurden.

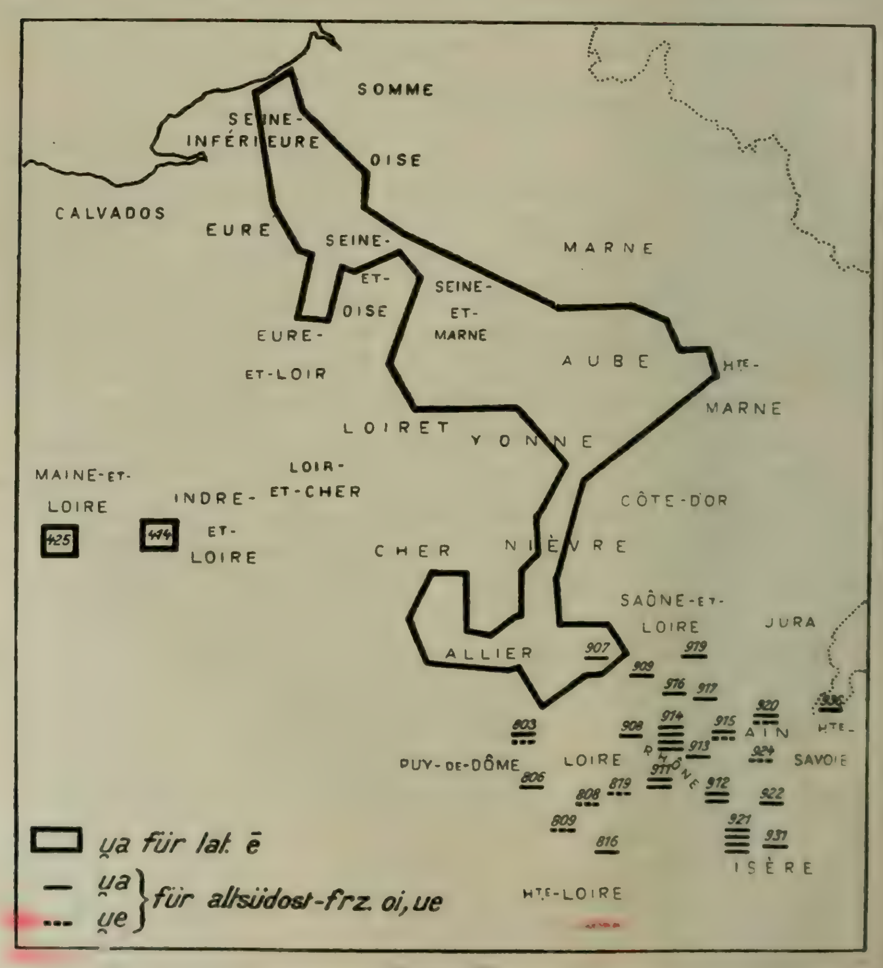
Voreilige, daher falsche Deutung dieser Tatsachen hat nun dazu geführt, die Gesetzmäßigkeit des Lautwandels überhaupt zu leugnen, und so hat denn, auf dieses vermeintliche Ergebnis der Sprachgeographie gestützt, der Dilettantismus der letzten Jahre namentlich auf dem Gebiet des Etymologisierens Orgien gefeiert. Dabei wurde als Kronzeuge für die angebliche Regellosigkeit des Lautwandels mit Vorliebe Hugo Schuchardt und dessen Schrift „Über die Lautgesetze. Gegen die Junggrammatiker. Berlin, 1885" herangezogen und ganz darauf vergessen, daß Schuchardt in erster Linie gegen den Ausdruck Lautgesetz zu Felde zieht, aber eine Regelmäßigkeit des Lautwandels gar nicht bestreitet[22].

Wieder zeigt es sich, daß die Sprachgeographie nicht eine revolutionäre Umbildung der in Jahrzehnten erarbeiteten wissenschaftlichen Ergebnisse bedeutet. „Es handelt sich nicht darum", so schreibt Meillet, Bull. Soc. Lingu. (zitiert nach Dauzat, Géogr. lingu. 52), „die Theorie von der Gesetzmäßigkeit (des Lautwandels) zu zertrümmern, sondern im Gegenteil ihr neues Leben einzuhauchen, indem man ihr neue Beweglichkeit verleiht". In diesem Sinne sind auch die Ausführungen Puscarius, Dacoromania 2, 19 ff. gehalten.

Die Sprachgeographie ist natürlich nicht in der Lage, die Faktoren, die den Lautwandel bedingen, alle eindeutig aufzudecken. Hier soll zur Frage des Lautwandels nur das angeführt werden, was aus der sprachgeographischen Betrachtung der Erscheinungen hervorgeht.

Schon 1872 hat Johannes Schmidt (Die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen, Weimar) die Theorie aufgestellt, daß sich lautliche Veränderungen in der Form von Wellen von einem sprachlichen Zentrum aus verbreiten. Die Träger der Wellen sind die Sprechenden, der treibende Faktor die Bedürfnisse des Verkehrs. Diese Theorie hat zu allen Zeiten ihre Bestätigung erfahren. Hammer (Die lokale Verbreitung frühester romanischer Lautwandlungen im alten Italien, Halle 1894) hat gezeigt, wie vom sprachlichen Zentrum Rom aus in der Volkssprache Neuerungen sich über die ganze Romania verbreiten und in den romanisierten Landschaften inschriftlich umso später nachweisbar sind, je weiter diese Landschaften vom Zentrum entfernt sind. Neben Rom entwickelt das kulturell selbständig und selbstbewußt gewordene Spanien ein neues Zentrum sprachlicher Expansion, siehe Jud, RLiR 1, 181 ff. Mit dem Untergang des römischen Weltreichs verliert Rom seine zentrale Stellung, diese geht für die westliche und zentrale Romania auf Frankreich über. So hat eine Untersuchung der Verschiebung der Zeitstufe im romanischen Verbalsystem gezeigt, daß der Übergang des lat. Konjunktivs des Plusquamperfekts zu einem Tempus der Gegenwart in Frankreich zuerst einsetzt, sich von hier über Oberitalien nach Mittel-

italien und Süditalien verbreitet und das Ostromanische überhaupt nicht mehr erreicht. Auf dem Boden Frankreichs hat Weigelt ZRP 11, 83 ff. gezeigt, daß der Übergang von afrz. *-ei-* zu *-oi-* zuerst im Nordosten einsetzt. In Wallonie und Picardie ist der Wandel um 1125 vollzogen; 50 Jahre später zeigen ihn die gegen Südwesten anliegenden Departements und wieder 25 Jahre später hat auch die Ile de France und die Champagne den Lautwandel durchgeführt. Mit dem 13. Jahrhundert wird Paris mit der Ile de France zum sprachlichen Zentrum Nordfrankreichs und ist es bis heute geblieben. Abgesehen von den Sprachveränderungen, die im Zeitalter



Karte II.

der allgemeinen Schulbildung heute auf dem Wege der Büchersprache weitergetragen werden, gehen heute die hauptsächlichsten Sprachwellen von Paris aus, wie besonders deutlich Jaberg, Sprachgeographie, Aarau, 1908 S. 6 ff. gezeigt hat.

Wie sich nun an Hand der Materialien des ALF die Wanderung eines solchen Lautwandels verfolgen läßt, zeigt das folgende Beispiel. Der afrz. *-oi*-Laut ist über *-ue-* zu *-ua* geworden, siehe auch das Folgende. Die letzte Stufe des Übergangs von *-ue* zu *-ua-* ist für die Vulgärsprache der Ile de France schon im späteren Mittelalter nachweisbar; mit der französischen Revolution wird die Aussprache *-ua-* gesellschaftsfähig und verbreitet sich über das literarische Einflußgebiet. So ist etwa eine Aussprache */su̯a/* für frz. *soie* in das Lyonesische vorgedrungen und wandert von hier aus südwärts. Das Schwanken zwischen dem alteinheimischen */su̯e/* der Lyonesischen Seidenweber und dem neuen literarischen */su̯a/* brachte aber ähnliche Lautschwankungen auch bei anderen Wörtern hervor, die in der Mundart mit *-u̯e-* gesprochen wurden. Dabei wurde auch das einheimische *-u̯e-* zu *-u̯a-*, dem in der Literatursprache gar nicht die Lautung *-u̯a-* entspricht, so in den Entsprechungen von frz. *cuire, sœur, œuf, feu* u. ä. Der ursprünglich bewußte Lautwandel, der in Nachahmung der Aussprache einer anderen Sprachgemeinschaft entstanden ist, wird so mechanisiert, er wird zur Lautregel.

Das Kartenbild zeigt deutlich, wie sich um eine Kernlandschaft, die *-u̯a-* für alteinheimisches *-u̯e-* durchgeführt hat, im Westen und Osten Mundarten anschließen, die in einzelnen Wörtern noch die alten *-u̯e*-Formen aufweisen. Es wird vom sprachlichen Zentrum dieses Gebietes, von Lyon, abhängen, ob dieses Schwanken zwischen *-u̯a-* und *-u̯e-* zur einheitlichen Lautung *-u̯a-* führen wird oder ob unter literarischem Einfluß die Fälle, die *-u̯a-* im Gegensatz zur Literatursprache zeigen, wieder rückgebildet werden.

Ein solches Aufgeben der einheimischen Lautform zugunsten einer fremden, das über die Grenzen der Fälle der beeinflussenden Mundart oder Sprache hinausgeht,

hat man auch Überentäußerung genannt. Die Rolle dieses sprachlichen Faktors ist in der Lautentwicklung viel größer als man im allgemeinen annimmt. Doch ist es meistens schwierig, heute festzustellen, was sich in einer bestimmten Mundart auf Grund einer ehemaligen Überentäußerung zur Lautregel ausgebildet hat und was alte autochthone Entwicklung darstellt. Besonders deutlich wird der Vorgang noch in dem folgenden Fall. Im Rautal, einem Seitental des Abteitals im Gebiet der Dolomitenladiner, erscheint heute lat. *aucellus* in der Form *vičel* „Vogel“. Die Form des Dolomitenladinischen ist *utšel*, so in Gröden usf. Die Form *vičel* für *aucellus* erklärt sich aus der Nachahmung oberitalienischer Lautentwicklung an Wörtern, die mit *ve-* anlauten. Lat. *vicinus* wird im Ladinischen zu *užin*, in den venezianischen Mundarten zu *vižin*, *vizin* u. ä. So ist denn in Nachahmung des Venezianischen im Rautal das einheimische *užin* = *vicinus* zu *vižin* umgestaltet worden, und in Nachahmung der Doppelformen *užin* und *vižin* wurde nun auch zu *utšel* eine Doppelform *vitšel* gebildet, die allein heute ein Zeugnis für das Nichteinheimische der Form *vižin* = *vicinus* bildet.

Was wir hier vor unseren Augen sich abspielen sehen, hat aber zweifellos auch in vergangenen Zeiten die Lautentwicklung beeinflußt. So hat man schon vor langem festgestellt, (Horning, Frz. Stud. 5, 37 ff.), daß in einzelnen ostfranzösischen Mundarten der afrz. *-oi*-Laut nur nach labialen Konsonanten, also etwa in *moi*, zu *-ue-* wird, nach anderen Konsonanten eine abweichende Entwicklung erfährt. Es hat sich also hier im Osten wohl zwischen dem Labial *m-* und dem Diphthong *-oi-* als Übergangslaut ein *-u-* eingefunden: *muoi*, und in dem so entstehenden Triphthong *-uoi-* verschmelzen *-o-* und *-i-* zu *-ö-*, *-e-*, daher die neue Form *-ue-*. So allein läßt es sich verstehen, daß der ursprünglich fallende Diphthong *-oi-* zu einem steigenden Diphthongen wird, daß im Gegensatz zu der spätafrz. Entwicklung der übrigen Diphthonge (vgl. afrz. *ou* < lat. *ō* gegenüber nfrz. *ö* in afrz. *flour*, nfrz. *fleur*) *-oi-* nicht monophthongisiert wird, wie dies in den südostfranzösischen Mundarten tatsächlich einge-

treten ist, die die Verallgemeinerung der Aussprache *-ue-* für *-oi-* nicht mitgemacht haben (vgl. afrz. *coir* = *lat. cŏrium*, heute südostfrz. */kö/* u. ä.) usf. Schon oben wurde angedeutet, daß der Wandel von *-ei-* zu *-oi-* vom Osten ausging und in den Südwesten weiter wanderte. Nimmt man nun an, daß in der gleichen Entwicklungsrichtung ein gesprochenes */mue/* weiter wanderte und von einer Sprachgemeinschaft übernommen wurde, die in *moi* = *mē* und *soi* = *sē* das gleiche *-oi-* spricht, dann wird es fast selbstverständlich, daß nach dem Schwanken zwischen *mue* und *moi* nun auch zu *soi* eine neue Form *sue* gebildet wird, so wie im Rautal *utšel* in das Schwanken zwischen *u-* und *vi-* hineingezogen wurde. Diese „Überentäußerung“ wird nicht rückgebildet, weil es im Mittelfranzösischen kein sprachliches Regulativ von der Bedeutung des Pariser Vulgärfranzösischen im heutigen Frankreich gibt.

Betrachten wir nun die erwähnten Lautwandlungen in ihrem Endresultat, dann ergibt sich sowohl für das Gebiet des Lyonesischen wie des zentralen Altfranzösischen Regelmäßigkeit in der Entwicklung. In jeder einzelnen Mundartengruppe werden nach einer Periode des Schwankens ganze Serien von Formen zusammengefaßt. Den Umfang dieser Serien festzustellen, bedeutet den Wirkungskreis eines Lautgesetzes zu ermitteln. Der Lautwandel in der zuletzt erwähnten Form ist ursprünglich bewußt, er entsteht ja in Nachahmung der Sprachform einer fremden Sprachgemeinschaft bezw. eines fremden Sprechers. Er wird aber mechanisiert, weil der Sprechende sein Wortmaterial ebenso nach lautlichen wie morphologischen wie begrifflichen Prinzipien gruppiert und Schwankungen im Gebrauch eines einzelnen Gliedes einer solchen Gruppe unwillkürlich auf die anderen Glieder der Gruppe übertragen wird. So entsteht aus dem Schwanken am einzelnen Wort die Lautregel.

Der Einfluß einer aus irgendeinem Grund nachgeahmten Sprachform muß aber nicht darin bestehen, daß sich eine einheimische Lautform von der etymologischen Grundlage weiter entfernt; es kann auch der umgekehrte Fall eintreten, daß bereits begonnene Ent-

wicklungstendenzen wieder rückgebildet werden. Das zeigt sich schon im Vulgärlateinischen, wo in der westlichen Romania gewisse dem Verstummen ausgesetzte Endkonsonanten wieder fest werden. Das hat in den lebenden Mundarten wieder Gilliéron anschaulich nachgewiesen, vgl. Gilliéron-Roques, Études de géogr. lingu. 49 ff. In westfranzösischen Mundarten hat *l* vorhergehende Konsonanten in verschiedenem Umfang palatalisiert. So erscheint lat. *kl-* in den Formen *kl-*, *kl'-*, *ky-*, *'hj-*, *sj-*, nähert sich also den Endformen der Entwicklung, den die Lautgruppe z. B. im Iberoromanischen mitgemacht hat. Viele dieser Mundarten haben unter dem Einfluß des literarischen Französischen den literarischen Laut wieder eingeführt. Da aber sowohl lat. *kl-* wie lat. *fl-* die Stufe *'hj-* erreicht hatten, ist es gelegentlich zu falschen Rückbildungen gekommen, ein *'hla* = *flagellum* wurde also zu *kla* rückgebildet. Das nennt Gilliéron m i r a g e s p h o n é t i q u e s. Man hat gegen die Erklärung der Form *kla* als Rückbildung von einer Stufe *'hla* aus eingewendet, daß Kreuzung von *flagellum* und dem Schallstamm *klap-* vorliegen könne. Gewiß! Aber diese Annahme wird unwahrscheinlich, wenn sich die Formen vom Typus *kla* = *flagellum* nur dort einfinden, wo *flagellum* und *clavem* den gleichen Anlaut entwickeln.

Solche falsche Rückbildungen, ob sie nun von der Literatursprache oder von einer Nachbarmundart veranlaßt werden, zeigen sich immer wieder. Im Südostfranzösischen ist *v* vor *r* verstummt, dann streckenweise wieder hergestellt worden. Dabei wurde gelegentlich auch */ura/* aus lat. *aura* zu */uvra/*, selbst */ir/* aus *erat* zu */ivr/*, siehe Gilliéron, abeille 198 Anm. In Mundarten der kleinen Walachei erscheint literarisches rumänisches *dinte* „Zahn" in der Form */ginte/*, rum. *lindină* „Nisse" als */lingină/*. Hier ist ebenso *d* wie *g* vor palatalen Vokalen palatalisiert, bald zu *gj-*, bald zu *dj-* geworden. Bei der später eintretenden Rückbildung ist genau entsprechend der Rückbildung von *'hja* = *flagellum* zu *kla* in Westfrankreich in zwei Fällen *dj-* fälschlich in die *gj* Reihe eingereiht worden, siehe SAWien 190, 3, 59 ff.

Setzt man also nun etwa die heutigen Entsprechungen einer lat. Lautgruppe, also etwa von lat. *kl-* in den westfranzösischen Mundarten, die für lat. *flagellum* die Form *kla* haben, mit dem Lateinischen in unmittelbare Beziehung, so möchte man zunächst annehmen, daß hier die Lautgruppe lat. *kl-* ihren Lautwert niemals verändert hat. Das Vorhandensein von Bildungen wie *kla* = *flagellum* in der *kl*-Reihe zeigt aber, daß die Annahme einer Erhaltung des Lateinischen eine Täuschung, ein *mirage* ist. Betrachten wir also eine einzelne Mundart für sich, dann würde man die lautlich abweichende Entwicklung von *kla* = *flagellum* als eine accidentelle, durch äußere Störung veranlaßte auffassen, also etwa darin ein Kreuzungsprodukt von *flagellum* und frz. *claper* sehen. Erst die Einreihung der Mundart in die ganze Mundartengruppe läßt uns die Entwicklung durchschauen.

So haben die Beobachtungen der sprachgeographischen Forschung nicht dazu beigetragen, das Vertrauen in die Gesetzmäßigkeit der lautlichen Entwicklung zu erschüttern, wohl aber steht der Sprachgeograph einer einzelnen, aus dem Zusammenhang gerissenen Form mit Mißtrauen gegenüber. Er wird von vorneherein annehmen können, daß eine bestimmte Wortform nicht das Ergebnis einer von der Urzeit her unter keinerlei äußeren Einflüssen stehenden autochthonen Entwicklung ist, sondern in ihr das Ergebnis der verschiedensten, einander kreuzenden Entwicklungstendenzen vermuten. Die Sprachgeographie hat so zwar nicht die letzten Gründe des Lautwandels aufgeklärt, aber sie hat die Wege, auf denen sich äußerer Lautwandel verbreitet und auswirkt, deutlicher gezeigt als die rein historische Forschung. Über Gründe, die nun gewisse Wörter außerhalb aller Lautgesetze stellen, siehe Abschnitt XII; über andere siehe Pușcariu, l. c.

IV.

Zur Frage der Wortwanderung.

Der Lautwandel verbreitet sich nicht als abstrakte Lautung, sondern zunächst am einzelnen Wort. Die Wörter wandern. Auch diese Erkenntnis ist schon

alt, aber erst die Sprachgeographie hat die große Bedeutung dieses Faktors im Sprachleben entsprechend hervorgehoben. Hier soll nicht von der Wanderung der Wörter die Rede sein, die aus kulturhistorischen Gründen ihr ehemaliges Verbreitungsgebiet erweitern, sondern es soll ein Einblick in die Art der Wanderung gegeben werden, die in geographisch-wellenförmiger Richtung erfolgt.

Die Wanderung eines Wortes kann an der äußeren Form des Wortes erkenntlich sein, wenn das Wort bei dem Übergang aus einer Mundart in die andere sich den fremden Lautverhältnissen nicht anpaßt. Meist ist aber mit der Wortwanderung eine Anpassung der Form des Wortes an die Lautverhältnisse der aufnehmenden Mundart verbunden, da den Sprechenden gewisse charakterische Lautentsprechungen zwischen der eigenen und der Nachbarmundart wohl bewußt sind[23]). Nur geographische Gründe können in solchen Fällen das Nicht-Ursprüngliche einer solchen Wortform erkennen lassen.

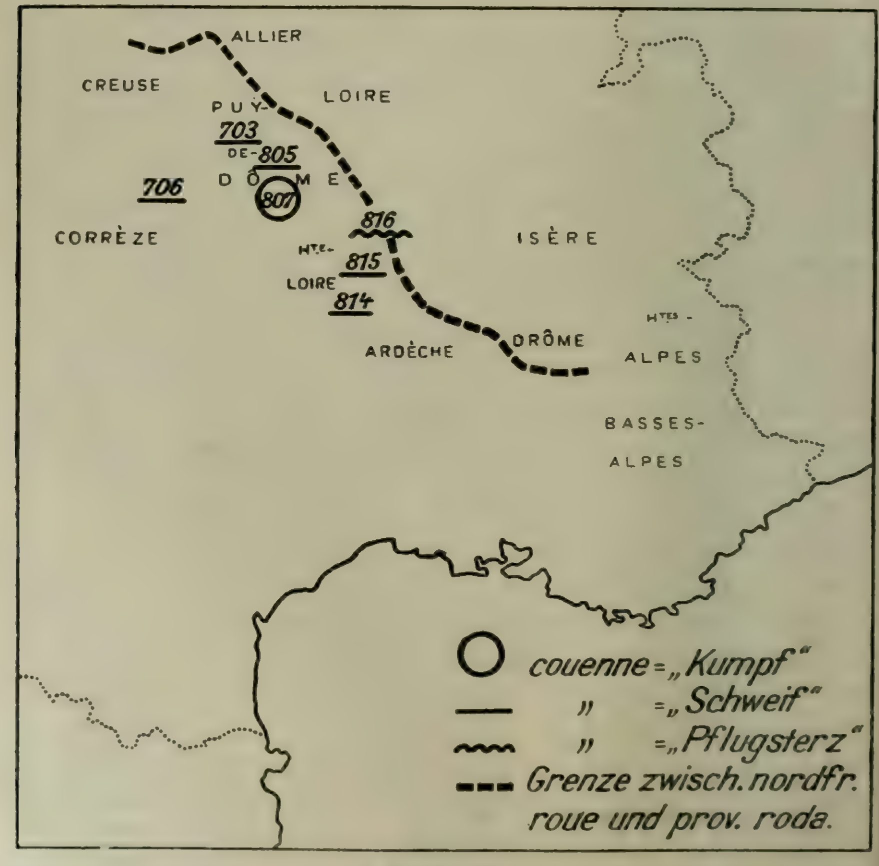
In den Departements Hérault und Aveyron wird der Behälter, in dem der Schnitter seinen Wetzstein bei sich führt, als */kudial/*, */kudiau/* bezeichnet. Das Wort sieht wie eine Ableitung des entsprechenden lat. *cotarium* aus, das bei lautgesetzlicher Entwicklung prov. *codier* ergeben hat. Ein Grund, warum in diesen Mundarten für das einheimische */kudié/* eine *-ale* Ableitung */kudial/* gebildet werden sollte, ist zunächst unerfindlich. Vergleicht man aber dieses */kudial/* mit den geographisch anschließenden Formen, so sieht man: */kudial/* setzt sich in einer Form */kudio/* fort, die, aus älterem */kudia/* hervorgegangen, lat. *cotarium* in unmittelbarer Entwicklung fortsetzt. Nun ist im Departement Lozère, das heute für lat. *cotarium* die Form */kudio/*, älter */kudia/* zeigt, ein betontes auslautendes *-á* auch die Entsprechung von lat. *-ale*. Die südlichen Nachbarn dieser Bevölkerung, die wußten, daß dem eigenen *-al*, *-au* z. B. in der Entsprechung von lat. *hospitale* = *oustal*, *oustau*, im Norden ein *-á* entsprach, entlehnten nun das nördliche */kudia/* und paßten es fälschlich den Wörtern vom Typus *ousta*, *oustal* an, siehe AR 6, 62 ff.

Wer nun also zunächst annehmen wollte, daß das erwähnte */kudial/* der Departements Aveyron und Hérault die direkte Fortsetzung des lat. *cotarium* darstellt, erkennt, und zwar nur aus der Tatsache der unrichtigen morphologischen Einreihung, daß das Wort nicht ursprünglich ist, sondern eine sekundäre, vielleicht sogar tertiäre Wortschichte darstellt. Wäre nun aber die Einreihung des Wortes in etymologisch richtiger Weise erfolgt, so wäre die entsprechende Wortform kaum jemals als Eindringling aus dem Norden erkannt worden. Solche Beobachtungen mahnen neuerdings zum Mißtrauen der Annahme gegenüber, daß mundartliche Entwicklung eine ununterbrochene, geradlinige Entwicklungsreihe vom Lateinischen bis auf unsere Tage darstellt.

Die Anpassung der Form */kudia/* an die Formenreihe vom Typus *ousta(l)* ist ursprünglich eine bewußte, überlegte Tat; die Weiterwanderung der Form */kudial/* kann unbewußt geschehen sein. Wie weit diese mechanische Wortübernahme gehen kann, soll noch ein besonders charakteristisches Beispiel zeigen. Im Departement Puy-de-Dôme taucht in Punkt 807 des ALF für die Bezeichnung des gleichen Wetzsteinbehälters eine Form auf, die in literarischer Form *couenne* lauten würde, d. i. das Wort, das im Französischen „Speckschwarte" bedeutet. Daß hier nicht eine spontane Bedeutungsübertragung vorliegt, lehrt uns wieder die Geographie; denn in unmittelbarer Nachbarschaft dieses *couenne* „Wetzsteinbehälter", und nur dort, zeigt sich auch *couenne* in den Bedeutungen „Schweif" und „Pflugsterz" = *queue de la charrue*. Es muß also die Entstehung der Form *couenne* „Wetzsteinbehälter" mit der Entstehung der Form *couenne* „Schweif" in kausalem Zusammenhang stehen, wie die beiden Benennungen in geographischem Zusammenhang stehen. Ebenso kann es kein Zufall sein, daß sich die *couenne* „Speckschwarte" + „Schweif" + „Wetzsteinbehälter"-Formen gerade an der Grenzlinie liegen, die das nördliche *roue* Gebiet von dem südlichen *roda* trennt, siehe die S. 20 beigefügte Karte.

Im Gebiet des Lyonesischen, das innerhalb des nordfranzösischen *roue* Gebietes liegt, ist auf Grund lautlicher

Entwicklung lat. *coda* „Schweif“ und *cotarium* „Wetzsteinbehälter“ gleichmäßig zu */kua/* geworden, es standen hier also *le /kua/* „Wetzsteinbehälter“ und *la /kua/* „Schweif“ einander gegenüber. Da aber im allgemeinen die feminine Form zu Wörtern mit Nasalvokal im Auslaut durch dentales *n* + Auslautvokal, der verstummen kann, gebildet wird, wurde das Femininum la */kua/* „Schweif“ nach dem scheinbar morphologisch dazugehörigen *le /kua/* „Wetzsteinbehälter“ zu *la /kuana/*, */kuan/* berichtigt, vgl. in 916 */bõ/* — */bon/*, in 914 */bõ/* — */bön/*, in 819 */bõ/* — */bona/* usf. Als nun die Mundarten jenseits der *roda* — *roue* Grenze nach einem Ersatzwort für die einheimische Entsprechung des lat. *coda* suchten und dieses Ersatzwort aus den lyonesischen Mundarten entlehnten, identifi-



Karte III.

zierten sie dieses lyonesische */kuana/* „Schweif", das gleichzeitig auch die Entsprechung des galloromanischen **cutenna*, frz. *couenne* „Speckschwarte" war, mit dem letzteren und setzten nun die eigene Entsprechung von **cutenna* an die Stelle des alten */kua/* „Schweif". Bei der Weiterwanderung von **cutenna* an die Stelle von */kua/* „Schweif" wurde es nun gelegentlich auch an die Stelle des dem Wortkörper nach identischen */kua/* „Wetzsteinbehälter" gesetzt, da die Sprechenden, die das fremde **cutenna* für das eigene */kua/* gebrauchen, ganz mechanisch die gleiche Form verwenden, ob es sich nun um ihr */kua/* „Schweif" oder ihr */kua/* „Wetzsteinbehälter" handelt. Die genauere Begründung siehe AR 6, 35 ff.

Dieses Beispiel lehrt zweierlei: 1. daß eine Wortwanderung durchaus nicht immer die Folge kulturhistorischer Erscheinungen sein muß. Nicht etwa weil der Wetzsteinbehälter im Gebiet des Departement Puy-de-Dôme unbekannt war oder von einer neuen, aus dem Gebiet der lyonesischen Mundarten stammenden Form des Kumpfes verdrängt wurde, ist **cutenna* „Wetzsteinbehälter" in Gebrauch gekommen; denn dieses ist ja erst im Gefolge von */kua/* > **cutenna* „Schweif" entstanden; 2. daß eine in der Wanderung begriffene Wortform sich auch rein mechanisch ausbreiten kann, wie ähnlich ein Lautwandel mechanisiert werden kann; daß die Unsicherheit, die durch die Einführung einer bestimmten Wortform entsteht, auch auf die Bezeichnungen anderer Begriffe, die der ursprünglichen Bewegung ferne stehen, übergreifen kann.

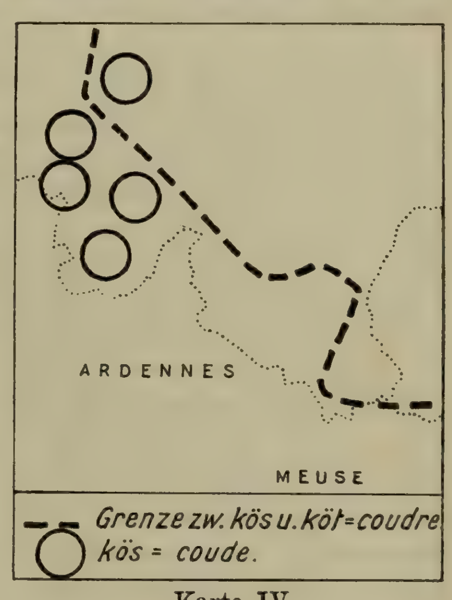
Die Detailuntersuchungen an der Hand des ALF haben dazu geführt, gewisse besonders charakteristische Zentren erkennen zu lassen, von denen aus Wörter entlehnt werden, von denen aus also Wortwanderungen ausgehen. Das wichtigste solche Zentrum ist begreiflicherweise Paris mit seinem Vulgärfranzösischen und den Zwischenstationen der großen Provinzstädte, in denen im großen und ganzen das gleiche Vulgärfranzösische gesprochen wird, wie in der Reichshauptstadt, vgl. Sainéan, Le langage Parisien au XIXe siècle, Paris, 1920; J. Jud, LGRP 1908, 333. Das vulgärfranzösische Wortmaterial wird im

Süden dem heimischen Wortmaterial angepaßt, vgl. z. B. im Süden weit verbreitetes /kö-o/ „Schweif“, d. i. literarisches *queue* + *-o* als südfrz. Endung der Feminina, während es im Norden streckenweise in solchen Mengen in die Mundarten dringt, daß diese dem Untergang nahe kommen. Aber auch kleinere Einflußgebiete sind bereits in beträchtlicher Zahl nachgewiesen worden. Oben wurde die Bedeutung des Lyonesischen für die nordöstlichen provenzalischen Mundarten erwähnt; ebenso stehen die pikardisch-wallonischen Grenzmundarten unter dem Einfluß des Wallonischen; der nordwestliche Teil der Gascogne entlehnt Wortmaterial aus den anschließenden poitevinischen Mundarten; das Departement Hérault steht unter starkem ostprovenzalischen Einfluß, und so wird die Forschung in Zukunft trachten müssen, ein allgemeines System der Bewegungsrichtungen aufzustellen. Daß dies nur bei genauester Berücksichtigung der Lokalgeschichte geschehen kann, haben Gauchat und Wrede in ASSL 111 besonders anschaulich gezeigt; siehe Abschnitt II.

V.
Die Bedeutung der Formenlagerung.

Die geographische Lagerung der Formen macht uns bisweilen erst Formen verständlich oder läßt ihre Entstehung in ganz neuem Licht erscheinen. Das Studium der Karten des ALF zeigt immer wieder die Tatsache, daß dort, wo zwei verschiedene Sprachwellen aufeinanderstoßen, Kompromißformen entstehen, welche die Eigentümlichkeiten der auf einander treffenden Formen vereinigen. Lat. *ōlla* „Topf“ erscheint im Süden Frankreichs in den Formen *oulo* und *ouro*. Nur dort wo die beiden Formen aufeinanderstoßen, taucht eine Form *ourlo* auf, Gilliéron, abeille 13. Zwischen den Gebieten von *ruer* „werfen“ und *arocher* derselben Bedeutung findet sich eine Form *rucher*, Jaberg, ASSL 120, 98, die bei Nichtberücksichtigung ihrer geographischen Bedingtheit rätselhaft bleiben müßte. Das Suffix *-arium* ergibt in weiter Strecken Nordfrankreichs die Form: alt *-er*, heute *-é*. Wo dieses *-er* Gebiet mit dem heute am weitesten

verbreiteten *-ier* zusammentrifft, hat Edmont bei der Aufnahme der Singular- und Pluralformen von frz. *pommier* einmal die Antwort erhalten: Sing. */pumié/*, Plural */pumés/*, das zweitemal Sing. */pumé/*, Plur. */pumiés/*, Gilliéron, abeille 12. Man würde überall an Unzuverlässigkeit des befragten Subjekts glauben, wenn ähnliche Antworten erteilt werden. Hier, an der Grenze zwischen *-ier* und *-er* ist aber das Schwanken des Subjektes bei der Antwort das Widerspiel der tatsächlichen Verhältnisse. Wie eine an und für sich rätselhafte Form bei Berücksichtigung der geographischen Lagerung klar werden kann, soll das folgende Beispiel zeigen. Lat. *cubitus* „Ellbogen" ergibt afrz. die Doppelformen *coude* und *coute*, die auch heute noch in den nordfrz. Mundarten beide weiterleben. Nur in einzelnen westwallonischen Mundarten tauchen Formen mit auslautendem *-s* auf: */kus/*, */kös/*, siehe ALF 330. Dieses */kus/* kann nicht, wie man vermutet hat, lat. *costa* sein, denn frz. *côte* ist Femininum, */kus/* „Ellbogen" dagegen Maskulinum. Auch der Tonvokal entspricht lautlich nicht. Die Erklärung der Formen */kus/*, */kös/* ergibt sich aus ihrer geographischen Lagerung an der Grenze des Gebietes, wo noch heute in der Lautverbindung *-st-* nicht das *-s-* verstummte wie sonst im Nordfrz., sondern das auslautende *-t*, vgl. wall. */kuas/*, pik. */kot/* < lat. *costa*. Die Lautensprechung wall. *-t-* = pik. *-s-* zeigt sich bei Formen aller Kategorien, so entspricht z. B. frz. *coudre* hier im Osten die Form */kös/*, im Westen die Form */köt/*, = afrz. *cosdre* usf. In diesen Fällen liegen Formen zugrunde, die ein etymologisches *-s-* haben. Aber das Bewußtsein, daß westlichem aus-



Karte IV.

lautenden *-t-* im Osten ein *-s* entspricht, ist in der Mundart so stark, daß nun in der Grenzgegend unter östlichem Einfluß auch für solches einheimisches *-t* ein *-s* gesprochen wird, dem jede etymologische Berechtigung fehlt, wie in dem angeführten */kus/* = lat. *cubitum*. Wer diese Form ohne Berücksichtigung ihrer geographischen Lagerung erklären will, für den muß das *-s-* des Wortes ein Rätsel bleiben. Geographisch eingeordnet wird die Form nicht nur lautlich klar, sondern sie läßt uns auch die Richtung erkennen, in der diese Mundarten beeinflußt werden.

Hier gibt also die geographische Lagerung der Formen den Schlüssel zu ihrer lautlichen Deutung. Das Nebeneinander verschiedener Formen für den gleichen Begriff kann aber dazu führen, daß sich die Deutung ursprünglich durchaus selbstverständlich erscheinender Formen vollkommen verschiebt.

Wer etwa in Punkt 288 des ALF für die „Amsel“ die Bezeichnung *la noire* findet, wird wohl vermuten, daß für den Pikarden die Amsel die gleiche Rolle spielt wie für den Engländer der Rabe, *black bird*, der als der „schwarze Vogel“ kat' exochen bezeichnet wird. Nördlich davon wird aber die Amsel als */nuarmel/* bezeichnet, d. i. *noire merle*, das immerhin deshalb auffällt, weil eine Erweiterung des Wortes *merle* „Amsel“ durch das Adjektivum *noir* zumindest überflüssig erscheint. Südlich der Form *noire* „Amsel“ tauchen nun die Formen */örmel/*, */urmel/*, */ormel/* auf, die an einer zweiten Stelle, Punkt 263, in den Typus */nuarmel/* übergehen. Gilliéron, abeille 298 ff., hat gezeigt, daß alle diese Benennungen ursprünglich den „Goldammer“, einen dem Amselweibchen ähnlichen Vogel, nicht die Amsel selbst bezeichnen. Die älteste Form ist *ermel* in Punkt 277, d. i. ein altes *oire merle* — *aurea merula*, ein Kompositum wie das deutsche „Gold-amsel“; *oire* als Adjektivum ist aus der Sprache geschwunden, so wird ein *oiremerle* unverständlich, es wird volksetymologisch umgestaltet: gekreuzt mit *or* „Gold“ ergibt es *ormerle*; oder es verschmilzt mit dem unbestimmten Artikel: *une oiremerle* wird zu *un' noire merle* und nun erscheint *noire merle* in der sekundären

Bedeutung „Amsel“ als eine Tautologie, *merle* wird weggelassen wie etwa *main* in *la droite, ligne* in *la parallèle* u. ä. Es hat also nicht etwa die Volkssprache die Amsel aus der Anschauung heraus als den „schwarzen Vogel“ bezeichnet. Vorher mußte die alte Bezeichnung für die Amsel untergehen (die Gründe hat ebenfalls Gilliéron klar gemacht), es mußte ursprünglich als Verlegenheitsausdruck die Bezeichnung des Goldammers für die Amsel gebraucht werden, es mußte das Kompositionsglied *oire* „golden“ untergehen und endlich der unbestimmte Artikel mit dem Wortkörper verwachsen; erst dann war der Ausdruck *la noire* „Amsel“ geprägt.

Dieses Beispiel lehrt ferner, daß die Schöpferkraft der Volksphantasie bei geographischer Betrachtung der Erscheinungen viel weniger produktiv erscheint, als man auf den ersten Blick hin meinen möchte. Sie wirkt im allgemeinen nicht spontan, sondern will geweckt werden, also etwa durch rein sprachliche Vorgänge wie in dem Fall *la noire* „Amsel“. Ist sie aber einmal zu selbständiger Tätigkeit erwacht, dann arbeitet die Volksphantasie weiter, erweitert, vergröbert das Bild, das ihr zunächst aufgedrängt wurde. Das soll das folgende Beispiel zeigen.

Auf weiten Gebieten in Ostfrankreich wird zunächst für die Klettenköpfchen, dann für die Pflanze selbst eine deminutive Ableitung von *peigne* „Kamm“ gebraucht, also *peignon, peignot, peignette, peignerol;* so auch *peignolot,* in mundartlicher Form */piñolu/*. Wie in der Literatursprache, so ist auch in diesen unter starkem literarischen Einfluß stehenden östlichen Mundarten die einheimische Entsprechung von lat. *lupus* „Wolf“ durch das literarische *loup* ersetzt, vgl. EWFS s. *loup*. Nunmehr wurde die Bezeichnung */piñolu/* „Klette“ in *peigne au loup* „Wolfskamm“ umgedeutet. Die Mundart 27, die das Schwanken zwischen der alten Form *leu* „Wolf“ und der neuen *loup* seinerzeit ebenfalls mitmachte, hat nun in *peigne au loup* das alte *leu* „Wolf“ wieder eingeführt, daher die heutige Form */piñolö/*. Die gegen den Norden zu anschließenden Mundarten gehen in der Literarisierung der Bezeichnung für die Klette noch einen Schritt weiter.

Da in der Verbindung *la maison à Pierre* literarisch besser die Präposition *de* für das den Besitz anzeigende *à* eintritt, so wird nun das in einen „Wolfskamm" = *peigne au loup* umgedeutete *peignolot* zu *peigne de loup*, in die an und für sich bedeutungslose Endung *-olot* wird der „Wolf" hineingedeutet. Nun kann die Volksphantasie weiterarbeiten, sie macht aus dem *peigne de loup* einen *peigne de renard* — Wolf und Fuchs assoziieren sich gegenseitig wie in der Tierfabel —, und endlich wird *renard* aus der Verbindung *peigne de renard* losgelöst, die Klette wird zum Fuchs. Wer nun ein solches *renard* „Klette" ohne Berücksichtigung der Lage, in der das Wort zu finden ist, erklären wollte, wird wieder die Volksphantasie für Erscheinungen verantwortlich machen, für die letzten Endes ein rein sprachlicher Vorgang den Anlaß abgegeben hat.

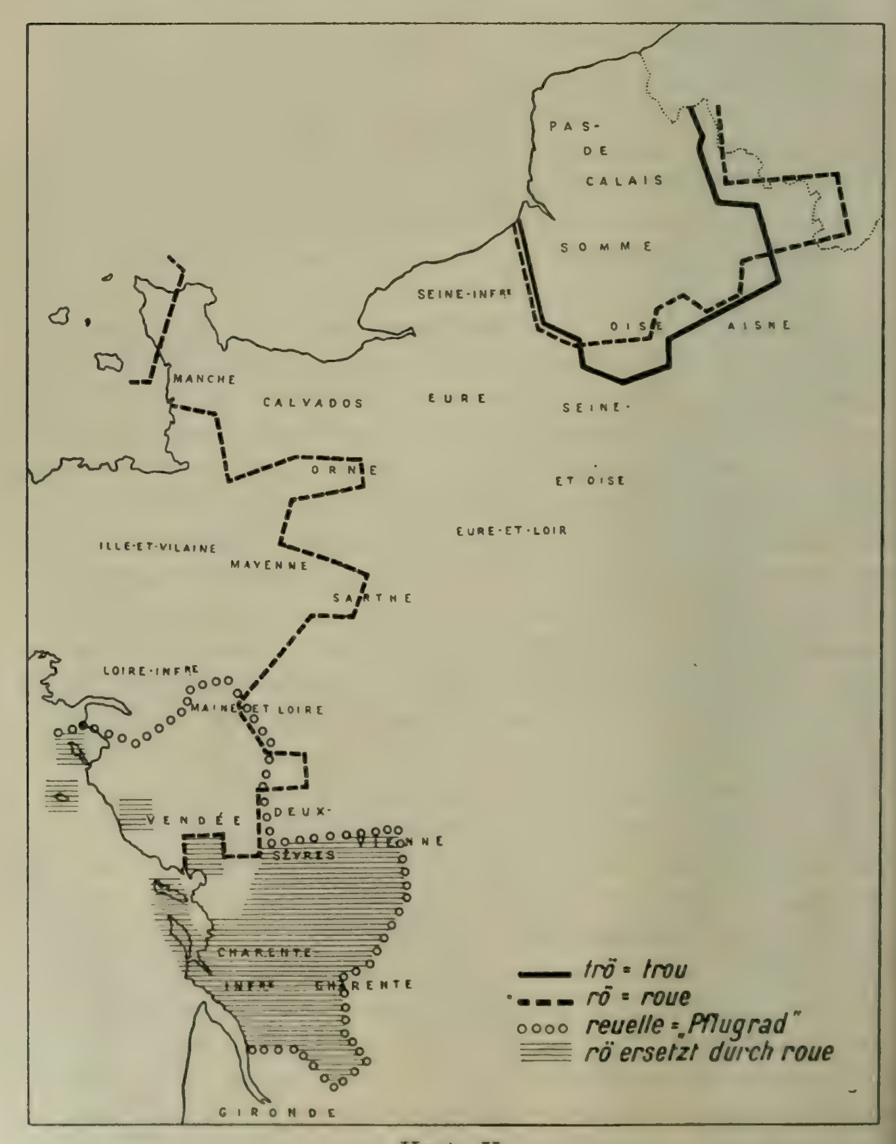
Die gleiche Beobachtung von dem sekundären Wirken der Volksphantasie macht auch Merian, Die frz. Namen des Regenbogens, S. 2. In der Auvergne wird ferner auf lautlichem Wege *serp* „Schlange" zu *sœur* „Schwester". Nunmehr werden auch die verwandten Bezeichnungen in den Kreis der Verwandtschaftsbenennungen hineingezogen. *vipère* wird zu *père* „Vater", und dabei wird der unmittelbare Anlaß der Gleichklang des zweiten Teiles von *vipère* mit *père* gewesen sein; aber nun wird auch ohne äußeren Anlaß die graue Eidechse, *lézard gris*, als *filleule* bezeichnet, Dauzat, Géogr. lingu. 78. Oder wenn in Mundarten, in denen die Entsprechung von frz. *gourde* „Flaschenkürbis" mit der von lat. *cotarium* „Wetzsteinbehälter" lautlich zusammenfällt, für den letzteren Bezeichnungen für „Runkelrübe", „Birne" u. ä. auftauchen, dann nimmt die Sprache ein durch die Sprachentwicklung gewecktes Bild auf und verbessert, erweitert es, siehe AR 6, 72 f. Eine Methode, die diese geographische Bedingtheit der Formen bei ihrer Erklärung nicht berücksichtigt, ist ebenso unvollständig wie etwa eine Methode, die der Volksphantasie gar keinen Einfluß zuschriebe.

Die bisher angeführten Belege haben gezeigt, wie lautliche Einzelvorgänge, das Auftreten von einzelnen

Wörtern u. ä. aus der geographischen Betrachtung der Erscheinung gedeutet werden können. Aber auch die historische Lautlehre wird durch die Sprachgeographie noch vielfache Anregung gewinnen können. Aus der geographischen Lagerung der diphthongischen Formen für frz. *nièce* und *pièce* hat Gilliéron mit Recht geschlossen, daß der *-ie*-Diphthong in den beiden Wörtern nicht das Resultat einer Kreuzung mit *nies* — *nepos* bzw. *pied* — *pede* sein kann, da das Verbreitungsgebiet der entsprechenden diphthongischen Formen genau zusammenfällt und es höchst unwahrscheinlich ist, daß genau auf dem gleichen Gebiet und nur dort die angenommenen Wortkreuzungen eingetreten sind. Das *-ie-* in *pièce* und *nièce* muß also die lautgesetzlich entwickelte Entsprechung des zugrundeliegenden lat. *-ĕ-* sein, siehe Gilliéron-Roques, Études, S. 31 ff. Der Südwesten Nordfrankreichs, das Poitevinische, hat als Entsprechung des frz. *roue* die gleiche Form wie die Literatursprache, und da in Westfrankreich ursprünglich auch ein Wort wie lat. *coda* in der Form */ku/* erscheint, würde man zunächst nicht daran zweifeln, daß poitev. *roue* die unmittelbare Fortsetzung des lat. *rŏta* darstellt. Allein die im Norden an das [*ru*]-Gebiet anschließenden westfranzösischen Mundarten haben für lat. *rota* eine Form */rö/* und bei dem engen Zusammenhang dieser westfrz. Mundarten mit dem Poitevinischen ist eine Sonderstellung des letzteren in dieser Beziehung auffällig. Die geographische Lagerung spricht dafür, daß unter dem heutigen *roue* der poitevinischen Mundarten eine Unterschichte */rö/* gelegen ist, und diese Annahme wird dadurch bestätigt, daß in der Ableitung *reuelle* „roue de la charrue“ die alte *ö*-Form noch erhalten ist. Diese wurde, als das alte */rö/* — *rota* durch das literarische *roue* verdrängt wurde, nicht durch das literarische *rouelle* ersetzt, da für dieses die spezielle Bedeutung „Pflugrad“ nicht allgemein ist, siehe Gilliéron-Roques, Études 77 ff.

Damit wird aber die ganze Lautentwicklung des Westfranzösischen in ein neues Licht gerückt. Lat. *rŏta* ist über *ruede* in der Ile de France zu *ruée*, dann mit Akzentverschiebung zu *rúee* geworden, daraus die literarische Form. Diese Akzentverlegung ist nun im Westen nicht

eingetreten (wie ähnlich der Westen in der vorhistorischen triphthongischen Gruppe *-iei-* andere Wege geht wie das Zentrum); so wurde afrz. *ruee* mit einer Behandlung des *-ue*-Diphthongen wie sonst bei *-ue* + Kons. über */röe/* zu */rö/*, vgl. afrz. *cuer* zu */kör/*. Die Form */rö/* für *roue* findet sich aber auch im heutigen Pikardischen, und man möchte nun zunächst meinen, daß die zwischen dem



Karte V.

westfranzösischen und dem pikardischen /*rö*/-Gebiet gelegene normannische *roue*-Zone eine ähnliche Rückbildung darstellt wie das poitevinische *roue*-Gebiet. Wieder lehrt die Geographie, daß eine solche Annahme nicht gerechtfertigt ist. Das Gebiet des Pikardischen, auf dem für frz. *roue* die Form /*rö*/ gesprochen wird, fällt mit dem Verbreitungsgebiet von /*trö*/ für *trou* zusammen, d. h. mit dem Gebiet, auf dem ein auf einer Grundlage -*au*- beruhendes im literarischen Französischen als /*u*/ erhaltenes -*ou*- sekundär zu *ö* geworden ist. Pikardisch /*rö*/ — *rota* muß also mit /*bö*/ — *boue* u. ä. zusammen erklärt werden. Was speziell die Entwicklung von *rota* — *ruede* — betrifft, so ist hier im Pikardischen wie im Normannischen der Triphthong -*oee* aus -*ŏ*-+-*a* zu -*óe* geworden wie in der Ile de France. Die westlichen Mundarten zeigen hier eine Abweichung von der Lautentwicklung der zentralen und nördlichen Mundarten, wie sie auch sonst sich beobachten läßt.

VI.

Die Bedeutung der Wortlagerung.

Die Feststellung des sekundären Charakters der heutigen Sprachformen, gleichgültig ob es sich um Erscheinungen der Lautlehre, der Formenlehre oder Wortlagerung handelt, schließt die Folgerung in sich, daß den heutigen Formen andere Formen vorangegangen sind. Wie der Geologe aus der heutigen Lagerung der Gesteine Rückschlüsse auf ehemalige Zusammenhänge zieht, so kann der Sprachgeograph, wenn er die heutige Wortlagerung richtig deutet, alte sprachliche Zusammenhänge erschließen, Gilliéron, Scier 1. Wieder ist es Gilliéron, der als Erster die Tragweite dieser Betrachtungsweise erkannt und sie in eine allgemein gültige Formel gebracht hat, siehe Scier S. 4 ff. Gilliéron beobachtet, daß für den Begriff des Sägens, frz. *scier du bois*, im Süden Frankreichs das lat. *serrare* „sägen“, „zersägen“ auf 5 voneinander geographisch getrennten Gebieten gebraucht wird. Aus dieser Lagerung schließt Gilliéron: «Car de deux choses l'une: ou il s'agit d'un mot ancien, ou il

s'agit d'un mot moderne. S'il s'agit d'un mot moderne, il faut que ce soit un mot dont la création soit bien imminente, s'impose en quelque sorte fatalement à l'esprit pour qu'il surgisse ainsi dans cinq territoires distincts, séparés les uns des autres par les domaines d'autres vocables. Or il s'agit du mot *serrare*, tout à fait incapable . . . non pas seulement de naître ou de renaître dans un langage qui ne l'aurait jamais possédé ou qui l'aurait perdu, mais encore de naître ou de renaître à la fois dans cinq territoires géographiquement et linguistiquement divisés.... A moins d'admettre que les mots latins sont arrivés dans la Gaule pêle-mêle, à deux, trois et quatre pour désigner la même action, et que les différentes régions, dans un domaine par ailleurs si restreint de la Romania, se sont distribué ces mots au hasard (hypothèse absurde), on ne peut se soustraire à cette conclusion, c'est que les cinq territoires disjoints n'en formaient qu'un, que ces îles attestent un continent disparu, qu'en un mot, antérieurement à la diversité actuelle, la région présentait une aire cohérente et homogène de *serrare*».

Diese Beobachtung gehört zu den Wahrheiten, die einmal ausgesprochen, als evident erscheinen. Nur eine Einschränkung verlangt die Feststellung Gilliérons. Die Einheitlichkeit des galloromanischen Vokabulars war nicht eine so starke wie Gilliéron dies im Prinzip fordert. Daß für die Begriffe „aufwachen", „aufwecken" im galloromanischen Sprachgebiet mehrere konkurrierende Ausdrücke vorhanden waren und zum Teil noch vorhanden sind, hat J. Jud, RLiR 2, besonders 205 ff. nachgewiesen, und es ist auch bei Ausdrücken, die im Lateinischen selbst Schwankungen unterworfen waren, gar nicht anders zu erwarten. Es darf auch das Prinzip von der ehemaligen Zusammengehörigkeit identischer, heute geographisch getrennter Wortzonen nicht schematisiert werden. So lehrt uns zweifellos die heutige Verteilung der *multum* Reste in Frankreich, daß lat. *multum* ehemals über ganz Frankreich verbreitet war. Bestätigt wird der Schluß durch die Tatsache, daß durchaus sekundäre Worttypen die Zwischenräume zwischen den *multum* Zonen ausfüllen, siehe Karte X. Ebenso eindeutig zeigt



Karte VI.

die Karte VI, daß *apis* „Biene“ in ganz Nordfrankreich, *cuniculus* „Kaninchen“ sicher im ganzen Osten lebte usf. Weitere Belege siehe i. F.

Nicht in allen Fällen aber berechtigt isoliertes Auftreten einer Worttype zur Rekonstruktion alter zusammenhängender Schichten. Auch das frz. *bardane* „Klette“ findet sich heute über ganz Frankreich zerstreut, unterbrochen von anderen Worttypen, aber schon das äußere Kartenbild ist ein ganz anderes als das bei den Resten von *multum*, *apis* u. ä. Jetzt sind es nicht mehr die konservativen Mundarten, namentlich die am Rande des frz. Sprachgebietes gelegenen, die den gemeinsamen Typus bewahrt zeigen, sondern gerade die Mundarten,

von denen man auch sonst feststellen kann, daß sie dem Einfluß des Vulgärfranzösischen besonders stark ausgesetzt sind. Für den Fall *bardane* trifft die Einschränkung zu, die Gilliéron oben als erste Möglichkeit hingestellt hat: «*s'il s'agit d'un mot moderne, il faut que ce soit un mot dont la création soit bien imminente.*» Hier ist das verbindende Element die Schriftsprache, die den Ausdruck in die verschiedensten Gegenden Frankreichs abgegeben hat.

Neben der Schriftsprache kann auch das Folklore das verbindende Element sein, das das Auftreten gleicher sprachlicher Formen an verschiedenen Punkten zur Folge haben kann, ohne daß deshalb geographischer Zusammenhang bestehen müßte. Wieder anders geartet ist der folgende Fall. Für frz. *queux* „Wetzstein" zeigen zwei Gebiete eine Form */kör/*. Das Zentrum der ersten Zone ist das Departement Yonne, das zweite */kör/*-Gebiet liegt im Departement Charente-Inférieure, Punkt 515 des ALF. Nichts berechtigt dazu, anzunehmen, daß auch das dazwischen liegende Gebiet ehemals eine Form */kör/* gleicher Bedeutung besessen hätte, denn in dem Wandel von */kö/* zu */kör/* liegt eine Rückbildungserscheinung vor, die mit dem nordfrz. Verstummen des auslautenden *-r* im 16. Jahrhundert zusammenhängt und unabhängig voneinander an verschiedenen Punkten eintreten konnte. Die geographische Verteilung der */kör/*-Formen beweist nur, daß in beiden Gegenden ehemals ein Schwanken zwischen Formen wie */šer/* und */še/*, d. i. literarisches *chair*, herrschte, in das auch Wörter wie *queux* hineingezogen wurden, siehe AR 6, 13 ff.

Was Gilliéron auf dem Boden Frankreichs vorgebaut hat, die Erkenntnis von der Erkennbarkeit der ehemaligen Wortlagerung aus der heutigen Wortschichtung, hat J. Jud in ebenso glänzender Weise auf die gesamte Romania und das romanische Einflußgebiet ausgebaut, siehe Probleme der altromanischen Wortgeographie, ZRP 38, 1 ff. Er weist nach, daß in Westdeutschland alteingesessene romanische Lehnwörter sich im romanischen Nordgallien fortsetzen, also entweder daher entlehnt sind oder in der Zeit der römischen Herrschaft mit diesen ehemals einheitliche Wortgebiete gebildet haben, und schließt um-

gekehrt, daß das galloromanische Gebiet Worttypen, die im Germanischen und Keltischen noch erhalten sind, auch dann besessen haben kann, wenn sie in historischer Zeit durch andere Worttypen ersetzt sind. So lebte einst in Nordfrankreich *pacta* „Pacht“, (mhdt. *pfaht* „Zins“, „Pacht“, dafür in Frankreich die Neubildungen *ferme, bail)*, *acetum* „Essig“ (ersetzt durch *vinaigre)*, *casa* „Haus“ (ersetzt durch *mansio* „Aufenthalt“) u. v. a. Ähnliches gilt für Worttypen, die im Keltischen als Lehnwörter, in Südfrankreich als Erbwörter erhalten sind, aber in Nordfrankreich fehlen; Analoges gilt für die Lehnwörter lateinischer Herkunft im Baskischen, in den nicht romanischen Balkansprachen usf. Weitere Belege siehe in den folgenden Abschnitten.

VII.

Homonymie und Wortschwund.

Die Feststellung, daß unter den heutigen sprachlichen Formen vielfach eine oder mehrere Schichten verschiedenen sprachlichen Baus liegen, hat die sprachgeographische Forschung veranlaßt, der Frage nach den Gründen für den Wortschwund näher zu treten. Als einer der wichtigsten Faktoren, die den Wortschwund zur Folge haben können, wurde das Wirken der Homonymie, d. i. des Wort-Gleichklangs erwiesen.

Die Theorie von der letalen Wirkung der Homonymie ist nicht neu. Schon 1782 ist sie von Adelung aufgestellt worden, und Diez hat ihr in der Einleitung zu seiner Romanischen Grammatik I, 53 den gebührenden Platz angewiesen. Er schreibt: „Gleich oder allzu ähnlich lautende Wörter vermochte die neue Sprache nicht so leicht zu ertragen wie die alte, da sie sowohl den ungeschwächten, noch nicht verflachten Buchstabenausdruck (ital. *atto* = *actus* und *aptus)* wie auch das wichtige Unterscheidungsmerkmal der Quantität aufgegeben hatte. Viele der kollidierenden Wörter, zumal wenn sie gleichen Geschlechtes waren, mußten daher um der Deutlichkeit willen ausscheiden“; also *vir* wegen *verus, bellum* wegen *bellus*, *equus* wegen *æquus* usf. Das

ist gewiß nur zum Teil richtig. *equus* und *bellum* waren zweifellos mehr durch die Konkurrenz der Soldatenausdrücke *caballus* und **wirra* bedroht als durch *æquus* und *bellus*. Aber das Grundprinzip, das Wirken der Homonymie, ist durch die sprachgeographische Forschung vollauf bestätigt worden.

Gegen das Erklärungsprinzip der Homonymie ist mancherlei eingewendet worden. Daß nicht die Sprache an sich einen horror vor dem Gleichklang hegt, braucht nicht erst durch den Hinweis auf nebeneinander bestehendes deutsches *arm* und *Arm* bewiesen zu werden. Das Maßgebende für den Wortschwund ist nicht der Gleichklang, sondern die aus dem Gleichklang hervorgehende Möglichkeit einer Verwechslung. Verwechselt werden aber nur Ausdrücke, die neben dem Gleichklang den gleichen Wortklassen angehören, daher in den gleichen syntaktischen Verbindungen gebraucht, in der gleichen Intonationsform verwendet werden; die von den gleichen Bevölkerungsschichten gebraucht werden, wie etwa die Bezeichnungen für Hund und Katze. So besteht keine Homonymie zwischen *mûr* „reif" und *mur* „Mauer", wohl aber zwischen afrz. *meürer* „reifen", das aus der Sprache schwindet bezw. durch die Neuableitung *mûrir* ersetzt wird, und afrz. *murer* „mauern", das in der Sprache erhalten bleibt. Verwechselt werden auch nur Ausdrücke, die nicht durch ihre Ergänzungen voneinander geschieden sind. So hat man z. B. als Beweis dafür, daß die Homonymie den Bestand eines oder mehrerer Wörter nicht gefährdet, angeführt, daß im Französischen *vers* — *versus*, *verre* — *vitrum* und *ver* — *vermis* ungehindert nebeneinander bestehen. Wer von *vers* — *versus* spricht, wird nicht in Gefahr kommen, mißverstanden zu werden, der Vorstellungskreis, in den *vers* „versus" hineingehört, schließt Vorstellungen wie *verre* oder *ver* aus. In Abhandlungen über Metrik ist nicht von Würmern oder Gläsern die Rede. Soll dagegen */ver/-vitrum* und *ver-vermis* unterschieden werden, dann spricht man von */ver/ à boire, à vitre* oder */ver/ de terre, luisant* u. ä. Die Wörter sind in der Wirklichkeit nicht homonym. Ähnlich steht es mit */sẽ/*, das lat. *sanctus, sanus, signum, *sagimen*

fortsetzt. Aber *seing* „signum“ ist geschwunden; *saint* „sanctus“ steht mit dem unbestimmten Artikel: *c'est un saint,* oder in Begleitung eines Namens: *saint Hilaire;* steht es prädikativisch: *il est saint,* so ist es von *sain* „sanus“ dadurch geschieden, daß letzteres gern die Ergänzung *et sauf* annimmt. Endlich *saïm* *„sagimen“ hat sich in dem Adjektiv *doux* das rettende Adjektiv amalgamiert, daher nfrz. *saindoux,* Gilliéron Abeille 75, Anm. Vgl. besonders E. Richter, Festschrift Kretschmer 167 ff.; über Homonymie in den alten Sprachen, Meillet, Cinquantenaire de l'École des Hautes Études 109 ff.

Wer seine eigene Sprache beobachtet, kann aber immer wieder feststellen, daß der Sprechende der Möglichkeit eines sprachlichen Mißverständnisses ausweicht. Wir bilden zu „Teufel“ das Adjektiv *teuflisch,* zu „Satan“ *satanisch,* zu „Himmel“ *himmlisch.* Wir sprechen zwar noch vom *englischen* Gruß, wenn wir das katholische Gebet meinen, hier ist aber das Adjektiv Teil einer untrennbaren Wortverbindung und die Frage, was England mit dem Gebet des englischen Grußes zu tun hat, hat mich schon in meiner Kinderzeit beunruhigt. Sonst aber sprechen wir von *engelhafter* Güte, Geduld, Reinheit usf. Im Rheinländischen des Kölner Brückenkopfes fehlt die Entsprechung des Wortes für „Fliege“; dafür treten die Ausdrücke „Mücke“, „Schnake“ auf; in dem gleichen Gebiet wäre die lautlich entwickelte Entsprechung des Wortes „Fliege“ mit der Pluralform der Form von „Floh“ zusammengefallen.

Altschwedisch *fröd* „Frosch“ fällt in der späteren Entwicklung mit *frö* „Same“ zusammen, schwindet daher aus der Sprache; ebenso *häl* „Tod“ wegen *häl* „Ferse“; *il* „Sohle“ und *il* „Windstoss“, *tä* „Dorfstraße“ und *täh* „Zehe“ schwinden beide aus der Sprache. Altenglisch *âdl* „Krankheit“ schwindet wegen *addle* „Schmutz“, *hrûm* „Ruß“ wegen *rûm* „Raum“ usf., siehe Holthausen GRM 7, 187 ff.

Auch die Vorgeschichte des galloromanischen Wortschatzes erscheint in einem neuen Licht, wenn man das Wirken der Homonymie entsprechend zur Erklärung heranzieht. Lat. *mundus* wird im Französischen durch

die gelehrte Bildung *monde* ersetzt, gleichzeitig tritt für lat. *monte* „Berg“ außer in Zusammensetzungen wie *mont Cénis* die Kollektivbildung *montanea* „Gebirge“ ein, weil *mundus* und *monte* afrz. lautlich zusammenfallen mußten. Afrz. *ré* „Scheiterhaufen“ und *ré* „Floß“ schwinden beide. **mercatare* „Handel treiben“, afrz. *mercheer, marcheer,* dazu noch nfrz. *marchand,* schwindet, weil es mit *marcher* „marschieren“ homonym wird. Afrz. *orner* „Reihen ziehen“, „anordnen“, aus lat. *ordinare,* schwindet wegen *orner* „schmücken“. Afrz. *delit* „Vergnügen“ schwindet nach Aufnahme des Latinismus *deli(c)t* „Verbrechen“. *ouvrir* „öffnen“ verdrängt afrz. *ovrer* „arbeiten“, das noch in der Ableitung *ouvrier* und in erstarrten Formen wie *bois ouvré, métier ouvrant* weiterlebt. Die Vermengung der beiden Verba wird für Anjou (Verrier-Onillon) unter *ovrer* ausdrücklich bestätigt. *ouvrer* „arbeiten“ lebt zwar noch im Wallonischen von Mons, bildet aber den Konjunktiv *que j'ouvrisse; ouvreur* bedeutet afrz. „Arbeiter“, im 17. Jahrhundert aber „Aufschließer“. *jour ouvrable* ist ursprünglich der Tag, an dem gearbeitet werden soll; heute ein Tag, an dem die Geschäfte geöffnet sind. Afrz. *noer* „schwimmen“ schwindet wegen *nouer* „Knoten machen“, das durch das daneben stehende *nœud* gehalten wird, während *noer* „schwimmen“ ohne Familie ist. Es wird durch *nager,* das ursprünglich „segeln“ bedeutet, ersetzt, für dieses tritt als endgültige Abhilfe der Latinismus *naviguer* ein. Lat. *pulpa* „Wade“ geht unter, wo *l* vor Konsonanten zu *-u-* wird; dort fällt es mit *puppa* zusammen, siehe EWFS unter *poupée.* So tritt die Neubildung *mollet,* ursprünglich die Bezeichnung des Fleisches am Tier, ein. In Anjou heißt die Haselmaus *le loutre,* d. i. die literarische Bezeichnung der Fischotter, aber mit männlichem Artikel. Die Fischotter heißt dagegen *la loir,* d. i. literarisches *loir* „Haselmaus“ mit dem Artikel von lat. *lutra* „Fischotter“, vgl. bei Verrier-Onillon „la loutre s'appelle Loir qui est du fém. . . . loutre = loire». Das lat. Femininum *lutra* ist hier zu *la loire,* später */lu̯er/* geworden, da die angevinischen Mundarten mit dem Provenzalischen die Lautgruppe *-tr-* zu *-ir-* werden lassen, siehe Festschrift

Ph. A. Becker 54. Vgl. auch poitevinisch *la louère* „Fischotter". Lat. *glire* „Haselmaus" ist hier über *le loir* gleichfalls zu */luer/* geworden. Die beiden Tiere werden also trotz des verschiedenen Geschlechtes verwechselt, und nun wird als Ausweg die Schriftsprache zu Hilfe gezogen, das literarische *loutre* wird entlehnt. Die Mundart setzt nun aber das Lehnwort an der falschen Stelle ein, nicht für */luer/* — lutra, sondern für */luer/* — glire. Aber das Geschlecht der alten Bezeichnungen wird richtig beibehalten. Lat. *piscis* „Fisch", das wie die Zusammensetzungen afrz. *craspois,* „Walfisch" und *porpois* „Meerschwein" zeigen, ehemals auch im Galloromanischen des Nordens gelebt hat, schwindet vielleicht wegen *pois* „Pech", siehe Jud ASSL 120, 72 ff. Lat. *merula* und lat. *mespilus,* „Amsel" bzw. „Mispel", fallen in Punkt 298 des ALF als *merle* bzw. *mêle* zusammen. So wird 289 *merle* „Amsel" zu *mélier* „Mispelfresser" umgedeutet. In dem benachbarten 299 ist die gleiche Ableitung *merlier* in der Bedeutung „Mispelbaum" erhalten. Für *merle,* das durch die Ableitung hier in der Bedeutung „Mispel" gehalten wird, tritt in der Bedeutung „Amsel" die östliche Dialektform *mierle* ein, siehe Gilliéron, Abeille 3, Anm.

Dauzat, Géogr. lingu., weist darauf hin, daß selbst die Homonymie der Familiennamen zu vermeiden gesucht wird, wenn Träger des gleichen Namens in den gleichen Berufskreisen auftreten. «Le député Carnaud était jadis appelé à la Chambre Carnaü, pour être distingué des Carnots . . . Pour que la collision se produise, il faut que les deux personnes appartiennent au même milieu social ou exercent des professions pouvant prêter à équivoque».

Das gleiche Prinzip des Vermeidens einer Verwechslung liegt zugrunde, wenn das Vorhandensein eines alten Wortes die Schöpfung eines homonymen Wortes verhindert. Eine Partei, die protestiert, kann frz. nicht *parti protestant* heißen, weil *protestant* schon seine Bedeutung spezialisiert hat, sie heißt *parti protestataire,* vgl. dagegen *parti réclamant,* Gilliéron, Abeille 258. Zu *médecin* wird das neue Femininum *doctoresse* gebildet, begreiflicherweise nicht *médecine.* Die Frau des Advokaten ist *avocate,* aber in der Anrede nicht *chère*

maîtresse wie *cher maître* für den Advokaten. Eine Arbeiterin, die sich mit Bonbons beschäftigt, ist *bonbonneuse*, nicht *bonbonnière*, wie *chemisière*, *lingère* u. ä., siehe Dauzat, Géogr. Lingu. 68 f.

Schon oben wurde erwähnt, daß wirkliche Homonymie nur dann zustande kommt, wenn die gleichlautenden Wörter die gleiche syntaktische Funktion haben. Bemerkenswert ist in dieser Beziehung die folgende Beobachtung. In Mundarten der kleinen Walachei ist ein *-i-* nach einem labialen Konsonanten zu *-e-* geworden. So wird das feminine Adjektiv *biată* „arm“ zu *beată*. Dieses ist aber gleichzeitig Femininum von *băut* „betrunken“. Da das Rumänische ebenso wie das Französische das den Affekt beeinflussende Adjektiv dem determinierten Substantiv vorangehen läßt, ein Adjektiv, das mit dem Substantiv eine ungewöhnte, d. h. distinguierende Verbindung eingeht, nachfolgen läßt, kann die Verbindung *o femēe beată* „eine betrunkene Frau“ ohne weiteres neben *o beată femēe* „eine arme Frau“ bestehen bleiben. In der prädikativen Anwendung muß aber *beată* „arm“ weichen. *femea este beată* heißt „die Frau ist betrunken“; daneben steht *femea este sărmană* „die Frau ist arm“ mit einem anderen Wort.

Wer die Sprache in ihrem Leben beobachtet, kann also nicht umhin, das Wirken der Homonymie und ihre Bedeutung für die Wortvermeidung, in der Folge den Wortschwund, anzuerkennen. Den materiellen Beweis für dieses Wirken der Homonymie hat aber die Sprachgeographie erbracht, indem sie zeigte, daß das Verbreitungsgebiet gewisser sprachlicher Entwicklungen, die zur Homonymie führten, mit dem Gebiet, innerhalb dessen eines oder beide der homonym gewordenen Wörter geschwunden sind, zusammenfällt. Besonders wichtig sind in dieser Beziehung Fälle, die sich nicht auf ein auch sonst zusammenhängendes Dialektgebiet beschränken, sondern über die normalen Dialektgrenzen hinausgreifen. Das hat Gilliéron in seiner klassisch gewordenen Schrift *Scier dans la Gaule Romane*, Paris, 1905, zum erstenmal schlagend erwiesen.

Auf einem Gebiet, das im Norden in der Auvergne beginnt, über die Rhône in die Dauphiné hinübergreift und noch den nördlichsten Teil der Provence mit einschließt, ist für „sägen“ ein Typus **sectare* in Gebrauch; auf dem gleichen, keinerlei sprachliche Einheit bildenden Gebiet ist für „schließen“ ein Typus *serrare* gebräuchlich;



Karte VII.

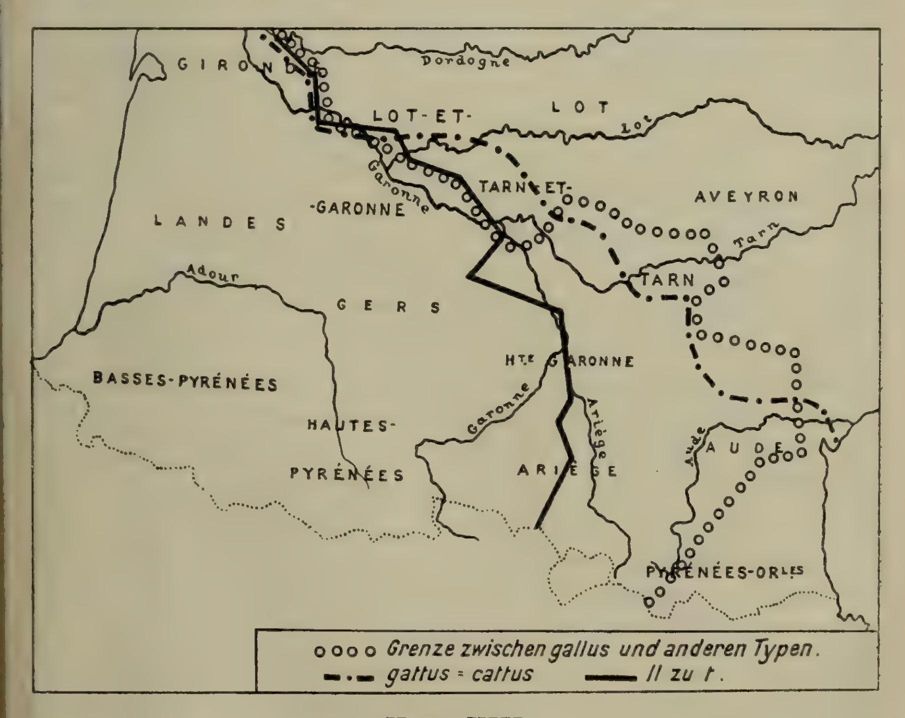
man sagt also dort *on serre la porte* für *on ferme la porte*. Im Norden und Süden dieses oben abgegrenzten Gebietes bedeutet das gleiche *serrare* „sägen“. Das beigefügte Kartenbild zeigt, daß sich *serrare* „sägen“ und *serrare* „schließen“ gegenseitig ausschließen; es zeigt ferner, daß *serrare* „schließen“ und **sectare* „sägen“ in ursächlichem Zusammenhang stehen müssen. Auch

auf dem Gebiet von **sectare* ,,sägen" war ehemals *serrare* ,,sägen" vorhanden, vgl. die Folgerung S. 30. Das Lateinische besaß ein *serrare* ,,sägen", dazu *serra* ,,Säge", und ein *serare* ,,mit einem Riegel versehen", ,,verschließen", dazu *sera* ,,Vorleger". Beide Wörter konnten in Südfrankreich nebeneinander bestehen, solange *-rr-* von *-r-* geschieden blieb. Aber schon spätlateinisch zeigen sich Schreibungen, die auf eine Vermengung der beiden Wortstämme deuten. Diese ist im Süden des Galloromanischen erst erfolgt, als die Romanisierung des Gebietes bereits abgeschlossen war. Als nun auch hier die beiden Wörter in Konflikt gerieten, behielten die einen Mundartengruppen *serrare* ,,sägen", die anderen *serrare* ,,schließen". Das letztere war im Gebiet von *sectare* ,,sägen" der Fall. Hier ist also *serrare* ,,sägen" geschwunden, als Ersatzwort trat das von lat. *sector*, afrz. *seitour* ,,Schnitter", neugebildete **sectare* ein.

Ein anderer ebenso schlagender Beleg wurde gleichfalls von Gilliéron beigebracht (Études 121 ff.). Für die Bezeichnung des Hahns hat der größte Teil Südfrankreichs das lat. *gallus* bewahrt. Nur die Gascogne und die südöstlich an die Gascogne anschließenden Mundarten haben deutlich Ersatzausdrücke, so *faisan* d. h. ,,Fasan", in den Landes und Basses-Pyr., *vicaire* d. i. nprov. *vicari* ,,aide vigneron, aide laitier" d. i. ,,Gehilfe", im Médoc; in der östlichen Gascogne und den anschließenden Mundarten die mundartliche Entsprechung des lat. *pullus* ,,junges Tier". Daß *vicaire* und *faisan* nicht ursprünglich sein können, liegt auf der Hand. Aber auch *pullus* kann nicht der ursprüngliche Ausdruck sein, der seinerzeit von den Römern zur Bezeichnung des *Hahns* nach Südwestgallien gebracht wurde, denn dort, wo heute der Hahn nicht mit *pullus*, sondern mit *phasianus* bezeichnet wird, hat *pullus* noch die ursprüngliche Bedeutung ,,Küchlein" bewahrt. Auch *gallina* ,,Henne" ist im *faisan* — *vicaire*-Gebiet noch durchaus lebend; es kann also kein Zweifel bestehen, daß auch in der Gascogne für Hahn und Henne das gleiche Wortpaar vorhanden war wie im sonstigen Frankreich, nämlich *gallus* und *gallina*.

Das letztere ist erhalten geblieben, das erstere aber geschwunden, weil es mit der lautlichen Entsprechung des Wortes für die „Katze“ zusammengefallen ist. Denn Gilliéron hat nachgewiesen, daß das Gebiet, auf dem in Südfrankreich *gallus* unterging, mit dem Gebiet geographisch zusammenfiel, in dem lat. *-ll-* zu *-t-* wurde, siehe Karte VIII.

Das Kartenbild IX (S. 43) zeigt ferner unzweideutig, daß die Bildung *cabelh* „Köpfchen“ für „Ähre“ und



Karte VIII.

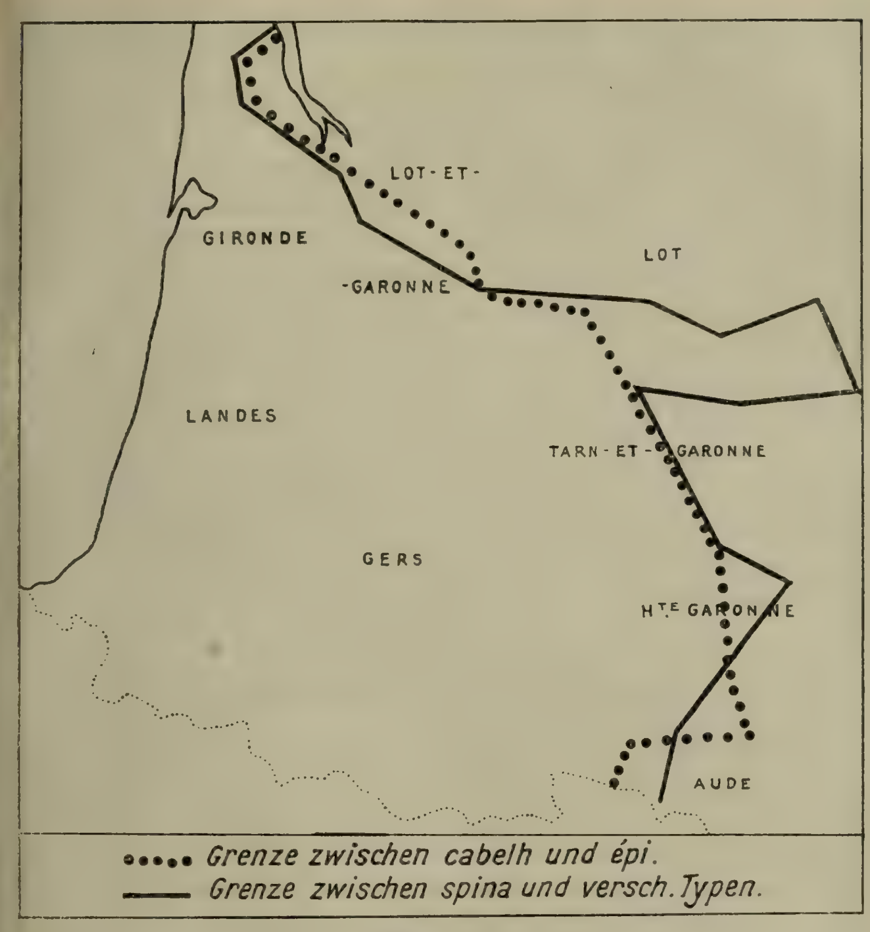
das Fehlen von *spina* „Dorn“ in der Gascogne in ursächlichem Zusammenhang stehen müssen. Gilliéron, Études 132 ff. hat festgestellt, daß es die Homonymie von *spina* „Dorn“ mit *spicum*, *spica* „Ähre“ ist, die zum Untergang beider Wörter in der Gascogne geführt hat.

Lat. *mulgĕre* „melken“ und *molĕre* „mahlen“ haben afrz. auf dem größten Teil des nordfrz. Sprachgebietes

eine Form *moudre* ergeben, nur im Pikardisch-Wallonischen blieb *mulgĕre* als *moudre* von *molere* als *molre*, *moure* lautlich getrennt. Die Folge davon war, daß *mulgĕre* nur dort, wo es von *molĕre* unterschieden wurde, erhalten ist, sonst vor Ersatzwörtern wie *traire* oder *tirer* u. ä. geschwunden ist, Gilliéron, Études 10 ff.

Die Mehrzahl der erwähnten Fälle letaler Homonymie hat das Galloromanische gestellt, da hier die lautliche Umgestaltung des lateinischen Wortschatzes weiter ging als in den meisten anderen romanischen Mundarten. Zu der Homonymie auf Grund der lautlichen Entwicklung kommt aber noch ein weiterer Fall von Homonymie, der in seiner Wirkung sich von dem ersten nicht unterscheidet. Schon oben wurde erwähnt, daß wirklich homonym nur Wörter sein können, die in den gleichen Bevölkerungsschichten gebraucht werden. Wenn nun ein Ausdruck aus einer bestimmten Bevölkerungsschichte in weitere Kreise dringt, kann es zu sekundärer Homonymie kommen, wie dies Jud, ASSL 120, 72 ff., an den Ausdrücken für „Balken“ nachgewiesen hat. Afrz. *poutre* „Stute, die noch nicht besprungen worden ist,“ schwindet im 16. Jahrhundert aus der Schriftsprache. Heute findet sich das Wort nach dem ALF nur mehr an 4 Punkten, im äußersten Norden und äußersten Osten. Es ist verdrängt durch *poutre* „Balken“, das zuerst Ende des 14. Jahrhunderts auftaucht, heute den größten Teil Frankreichs ausfüllt. Dieses ist etymologisch mit *poutre* „junge Stute“ identisch. In Handwerkerkreisen wurde die Tierbezeichnung *poutre* für den Balken als Träger verwendet und dieses neue *poutre* „Balken“ ist auf irgend einem, heute nicht mehr feststellbaren Weg in die allgemeine Umgangssprache gedrungen. Die rasche Verbreitung und der rasche Ersatz des alten Wortes für Balken erklärt sich daraus, daß dieses, lat. *trabe*, afrz. *tref*, in seiner Existenz selbst durch afrz. *tref* „Zelt“ bedroht war.

Das methodisch wertvolle Ergebnis dieses Falles beruht darin, daß er zeigt, wie Bedeutungserweiterung eines Wortes auf der einen Seite zu Bedeutungseinschränkung auf der anderen führen kann. In den



Karte IX.

Handwerkerkreisen, die das Bild vom Balken-Füllen geprägt haben, wird an der Doppelbedeutung des Wortes kein Anstoß genommen, da im Tischlerhandwerk die Stute bzw. das Füllen keine Rolle spielen. In die allgemeine Umgangssprache gedrungen, wo keiner der beiden Begriffe „Balken“ oder „Füllen“ eine überwiegende Bedeutung hat, wird die „pléthore sémantique“ (Gilliéron), die „semantische Blutanschoppung“ unerträglich.

Ein in jeder Beziehung analoger Vorgang scheint sich bei der Benennung eines weiteren Ausdrucks der Tischlersprache, bei *rabot* „Hobel“, abgespielt zu haben. Ein *rabot* „Kaninchen“ (das mit wallonisch *robette*

dass., Abl. von einem flämischen *robbe* „Kaninchen" ist), läßt sich durch Ableitungen für Westfrankreich erschließen, ferner durch englisch entlehntes *rabbit* „Kaninchen" stützen, das seit Ende des 14. Jahrhunderts belegt ist. Dazu gehört die Femininform Berry *rabote.* Dieses *rabot* „Kaninchen" ersetzt ein afrz. *conil, conin* = lat. *cuniculus,* das wegen des obszönen Anklangs an afrz. *con* = lat. *cunnus* vermieden wurde. Dieses *rabot* „Kaninchen" wird nun in Handwerkerkreisen für den „Hobel" verwendet, da der alte Ausdruck für „Hobel" = afrz. *plaine* durch verschiedentliche Homonymie in seinem Bestand gefährdet war wie das oben erwähnte afrz. *tref* „Balken". Das neue *rabot* „Hobel" verdrängt zwischen dem 14. und 16. Jahrhundert das alte *rabot* „Kaninchen", wie *poutre* „Balken" das alte *poutre* „unbesprungene Stute"; siehe Festschrift der Wiener Nationalbibliothek 1926.

VIII.
Homonymie und Formenlehre.

Der Einfluß der Homonymie auf den Wortuntergang beruht also darauf, daß die Homonymie zu Mißverständnissen bezw. lächerlichen Associationen führt, welche die Sprache vermeidet, wenn sie sie vermeiden kann. Es liegt nun nahe, zu untersuchen, ob Gleichklang nicht auch bei der Entwicklung der Flexion eine Rolle spielt. Wieder ist es nicht der Gleichklang als solcher, sondern die aus der Homonymie hervorgehende Beeinträchtigung der Verständlichkeit, die die Formbildung beeinflußt. Das zeigt z. B. das Französische, das die verschiedensten Verbalformen nebeneinander in der gleichen Lautform bewahrt hat; vgl. z. B. aus einem Brief, den der i. J. 1912 eine Zeit hindurch populäre Banditenführer Garnier an den Pariser Polizeichef richtete: «Comme vous l'avez fort bien avouez ... ce n'est pas à votre sagacité que vous avez pu me retrouvez ... Soyez persuader ... pour vous donnez quelques renseignements complémentaires et redressez quelques erreurs ... j'espère bien faire payé cher votre victoire» usf. Infinitiv, Partizip, Imperativ, 2. Plur. des Präs. Ind. eines Verbums der

-are-Konjugation sind heute lautlich identisch, ohne daß die Verständlichkeit darunter litte, da alle diese Formen in charakteristischen Beziehungen zu dem Personalpronomen, Hilfsverbum usf. stehen. Anders wird die Sache, wenn etwa die gleiche Verbalform verschiedene Zeitstufen bezeichnete. Zwar scheint z. B. das Spanische daran keinen Anstoß zu nehmen, da eine Form wie *cantamos* gleicherweise als 1. Plur. des Präs. wie des Prät. gebraucht wird. Aber in der historischen Erzählung wird gerade die 1. Plur. verhältnismäßig selten gebraucht werden, und wenn Verwechslungsmöglichkeit vorliegen sollte, hat das Spanische die Möglichkeit, das umschriebene Perfekt *hemos cantado,* in alter Zeit auch den Indikativ des Plusquamperfekts *cantaramos*, einzusetzen.

Jedenfalls dürfte Schürr recht haben, wenn er die unromanische Akzentverlegung im Perfekt bei einzelnen *ui*--Perfekten auf die Wirkung der Homonymie zurückführt, siehe ZRP 41, 117 ff. Perfekta wie lat. *valui, valuit, caluit, *falluit* wären mit den entsprechenden Präsensformen *vail, vaut, chaut, faut* zusammengefallen. Die Formen der 1. Plur. *valumes, chalumes, falumes* zeigen dem Präsens gegenüber ein charakteristisches *-u-*, das auch in der 1. Plur. lat. *fuimus*, afrz. *fumes* auftritt. So ist denn unter dem Druck der Homonymie nach dem Vorbild von *fui — fumes* zu *valumes, chalumes* eine neue Singularform *valui, falui* gebildet worden. Wer dagegen einwendet, daß ein solcher Formenausgleich in der späteren frz. Entwicklung auch bei Verben eingetreten ist, deren Perfektformen nicht mit entsprechenden Präsensformen homonym sind (z. B. afrz. *oi — habui* gegen nfrz. *eus* mit Angleichung an die endungsbetonten Formen wie afrz. *eümes*, nfrz. *eûmes)*, daß also der Formenausgleich auch unabhängig vom Formengleichklang stattgefunden haben kann, wird vorerst die Frage beantworten müssen, warum der Formenausgleich zuerst, u. zwar schon in vorhistorischer Zeit, gerade bei den Verben eingesetzt hat, die aus lautlichen Gründen die stammbetonten Formen des Perfekts nicht von denen des Präsens unterschieden.

Die Beobachtungen auf galloromanischem Gebiet werden durch ähnliche Erscheinungen im Rumänischen

4*

bestätigt. Das Rumänische hat von allen romanischen Sprachen die lat. Akzentstelle am besten bewahrt. Trotzdem zeigen die *-ui*-Perfekta die Akzentverschiebung auf die Endung, die bei anderen starken Verben nicht eingetreten ist. Auch hier wären bei rein lautgesetzlicher Entwicklung Formen des Präsens mit solchen des Perfekts zusammengefallen, also etwa *tacui* mit *tacet*, s. Schürr, l. c.

Auf dem Wirken der Homonymie beruht ferner der Untergang des lat. Konjunktivs des Imperfekts, der in seinen Folgeerscheinungen zu einer Neuordnung des gesamten westromanischen Verbalsystems geführt hat. Hier ist es die Stellung der Verbalform im Aussagesatz, die den Anlaß zur Umbildung gegeben hat. Vulgärlateinisch in späterer Zeit standen nebeneinander

1. *dixit quod amarant* „daß sie geliebt haben"
2. *dixit quod amarint* } „daß sie lieben würden"
3. *dixit quod amarent* }

Es kann für die Verständlichkeit nicht gleichgültig sein, ob man von einer Handlung aussagt, daß sie in der Vergangenheit sich abgespielt hat oder sich in der Zukunft abspielen wird; so schwand in Nordfrankreich die Fortsetzung der lat. Formen *amarent* und *amarint*, nämlich *amerent*, in der spätlateinischen, die Zukunft andeutenden Funktion aus der Sprache, siehe SAWien 172, 6, 173 ff.

IX.

Weitere Gründe für den Wortuntergang.

Nicht in allen Fällen sind es innersprachliche Gründe, die den Untergang eines Wortes zur Folge haben. Auch große und kleine kulturhistorische Strömungen lassen ihre Spuren in der Zusammensetzung des Wortschatzes zurück. Zum Teil wird der ererbte Wortschatz den neuen Bedürfnissen angepaßt, z. T. treten mit den neuen Bedürfnissen neue Wörter in die Sprache; die alten retten sich in eine spezielle Sonderbedeutung oder gehen unter. Eine solche Strömung, die den romanischen Wortschatz grundlegend umgestaltete, war die Verbreitung des Christentums, dazu vgl. ausführlich und grundlegend

J. Jud, Zur Geschichte der bündnerromanischen Kirchen-Sprache, Chur, 1919.

Klassisch griechisch sind *Héllenes* die Griechen, *Romaioi* die Römer. Als nun die Griechen in politische Abhängigkeit von Rom kamen, sind auch sie als römische Staatsbürger *Romaioi; Héllenes* werden die Altgriechen, und als das Christentum zur Staatsreligion erklärt wurde, die Heiden. Das ist z. B. die Bedeutung von *Héllenes* im neuen Testament. Nach dem Untergang des weströmischen Reichs wird Byzanz zum Sitz des Römerreichs, nun sind die Griechen die *Romaioi*, und davon zeugen die zahlreichen Ortsnamen vom Typus *Rum, Rumili* u. ä. auf altem byzantinischen Boden. (Jüthner.)

Die Terminologie der Wochentage knüpft an die lat. heidnische Religion an. Die alten Bezeichnungen wie *solis dies* „Sonntag" geben noch den Anlaß zu Lehnübersetzungen wie das deutsche „Sonntag", oder gehen als Lehnwörter in andere Sprachen über, vgl. lat. *saturni dies* in ndl. *zaterdag*, engl. *saturday*, kymrisch *sadwrn*, weichen aber in der Romania vor den neuen christlichen Bezeichnungen, siehe J. Jud, ZRP 38, 33.

So sind mit der Ausbreitung des Christentums die alten Götternamen zur Bezeichnung von Dämonen geworden. *Diana* wird provenzalisch zur Bezeichnung des Alpdrucks: *jana*; im Sardischen und Rumänischen zur „Zauberin", in der frz. Schweiz zur „Hebamme", im Asturischen zur „Waldnymphe". *Neptunus* wird im Französischen zu einer Art Nachtgespenst = *lutin*; der Waldgott *Silvanus* wird im Lombardischen zum Alpdruck, in Wälschtirol zu einem Hausgeist, der als Hirte erscheint, in der frz. Schweiz zu einem Hausgeist, siehe Tappolet, La survivance de «Diana» dans les patois romands. Archives suisses des Traditions populaires, 22; Jud, Wege und Ziele der Sprachforschung.

Ebenso grundlegend sind die Verschiebungen im Wortschatz, die mit dem Untergang des mittelalterlichen Ritterwesens zusammenhängen. Afrz. *talevaz*, prov. *talabatz* bezeichnet ursprünglich einen runden Schild zur Abwehr der Pfeile. Der Schild verliert im Zeitalter der Feuerwaffen seine Berechtigung. Das Wort lebt aber

weiter, es wird im Wallonischen (Mons) zu *tannvar* „Ziel beim Scheibenschießen mit dem Bogen“; *talevacier* ist ursprünglich der Diener des Soldaten, der diesem den Rundschild nachträgt. Auch diese Einrichtung ist geschwunden. So wird *talevacier* in Westfrankreich zum „Schurken“, „Räuber“ (Bas-Maine), bzw. zum „Flachsarbeiter“ (Haut-Maine). Welch großen Einfluß die ausschließliche Ausübung der Rechtspflege durch die Franken auf den galloromanischen Wortschatz ausgeübt hat, hat in Einzeluntersuchungen J. Jud angedeutet. Eine zusammenhängende Darstellung dieses Teiles des galloromanischen Wortschatzes fehlt aber noch.

Eine große Meisterin der Sprache ist auch die Mode im weitesten Sinn des Wortes. Bezeichnungen der Mode sind mit den Änderungen der Mode selbst Schwankungen unterworfen. Während die sprachgeographische Forschung bei Fragen der Wortlagerung bemüht war, die fehlenden historischen Quellen durch Rückschlüsse aus der heutigen Formenlagerung zu ersetzen, hat Jabergs Sprachgeographie S. 13 ff. (dem die im Folgenden angeführten Details alle entnommen sind) in einem besonderen Fall, wo die historischen Quellen reichlich fließen, die Ergebnisse der Kulturgeschichte zum Ausgang der Behandlung gemacht und mit der heutigen Lagerung der einzelnen Wortformen verglichen.

Die gallische braca ist eine bis zu den Knöcheln reichende Beinbekleidung. Sie wurde in Rom nach anfänglicher Entrüstung übernommen, aber bis zu den Knien verkürzt. Als Kniehose wanderte die *braca* zu den Galliern zurück. Die Waden werden nun durch Gamaschen bedeckt. Diese haben Füßlinge. Die alte Bezeichnung für die Fußbekleidung, lat. *calceas*, frz. *chausses*, wird so zur Bezeichnung der nach oben verlängerten Fußbekleidung, *chausses* bekommt die Bedeutung „Strümpfe“. Um die Wende des 14. Jahrhunderts werden die *chausses* nach oben erweitert, werden über die *bracae* gelegt, so daß diese nunmehr zu Unterhosen werden. Im 15. Jahrhundert werden die *chausses*, d. h. die neuen Langhosen, in einen unteren Teil *bas de chausses*, (daher nfrz. *bas* „Strumpf“) und *haut de chausses*, den

oberen Teil geteilt. Mit der Spezialisierung von *bas* „Strumpf" wird nun *chausses* zum alleinigen Ausdruck für „Hose". Der Zustand bleibt bis ins 16. Jahrhundert erhalten, das verschiedene neue Moden bringt, die *chausses à l'italienne, à la napolitaine, à la flamande* usf. Ende des 17. Jahrhunderts erscheint die neue frz. Kniehose, die *culotte,* 100 Jahre später die italienischen *pantalons.* Wie zeigen sich nun diese kulturellen Verschiebungen kartographisch? Sämtliche Ausdrücke der Pariser Mode haben in den Mundarten Spuren hinterlassen, wobei es heute kaum mehr festzustellen ist, welche der angedeuteten Stufen in der Entwicklung der reichsstädtischen Mode tatsächlich von der Landbevölkerung mitgemacht wurden. Das gallisch-lat. *braca* hat im ganzen Südosten und Zentrum des Provenzalischen die Wandlungen der Mode überdauert, desgleichen drei heute getrennte kleinere Gebiete im Nordwesten. Der Typus *chausses* „Hose" lebt heute in zwei Gebieten, im Osten, von *culotte* unterbrochen, im Lothringischen und der frz. Schweiz, andrerseits im größeren Teil des Languedoc. Man möchte nun zunächst versucht sein, anzunehmen, daß auch zwischen dem ostfrz. und dem languedokischen *chausses* „Hose"-Gebiet eine Schichte *chausses* „Hose" lag. Daß dies nicht der Fall ist, zeigt die Karte *bas* des ALF, aus der deutlich hervorgeht, daß *chausse* „Strumpf" ehemals ebenso als einheitlicher Ausdruck Frankreichs verbreitet war wie das alte *braie.* Daß nach der Trennung der mittelalterlichen *chausses* in Kniehose und Strümpfe für die beiden Teile nicht mehr derselbe Ausdruck gebraucht werden konnte, zeigen die Mundarten ebenso wie die Schriftsprache, besonders die ostfrz. Mundarten, die das alte *braie* vermutlich gleichzeitig mit der Einführung der Gamaschen zur Unterhose werden ließen und nun wie das literarische Französische vor der Notwendigkeit standen, Strumpf von Beinkleid zu unterscheiden. Diese ostfrz. Mundarten haben nun für den Strumpf eine Deminutivform von *chausse,* nämlich *chausson* bzw. *chaussette* gebildet und damit die sekundäre Homonymie zwischen den Bezeichnungen für Hose und Strumpf vermieden. Im übrigen findet sich *chausses* „Hose"

nur dort, wo für „Strumpf“ ein anderer Ausdruck in Gebrauch steht. Überraschend ist die Expansionsfähigkeit des neuen *culotte*. Das Wort ist allein schon ein Programm. Die Derbheit des Ausdrucks, die Möglichkeit, den Ausdruck mit anderen Ausdrücken des heimischen Wortschatzes in Verbindung zu bringen, das Fehlen von innersprachlichen Gründen, die sich z. B. der Aufnahme des literarischen *chausse* „Hose“ in die Mundarten entgegengestellt haben, sichern ihm den Siegeszug in die Mundarten, so daß Jaberg zweifellos mit Recht annimmt, daß heutiges *culotte* in den Mundarten vielfach nicht etwa eine Schichte *chausse* überdeckt hat wie in der Literatursprache, sondern unmittelbar an Stelle des alten *braca* getreten ist.

Jedes Wort, das nicht rein flexivischen Zwecken dient, hat neben seinem intellektuellen auch seinen affektischen Wert. Dieser ist bei verschiedenen Wörtern verschieden. Affektisch besonders stark betonte Wörter wie etwa die Gradadverbien nützen sich durch zu häufigen Gebrauch ab. Das führt ebenso zu Bedeutungsverschlechterungen wie zur Abschwächung ursprünglich verächtlicher Bedeutung. Das näher auszuführen, ist hier nicht der Platz. Wieder soll an einem bestimmten Beispiel gezeigt werden, wie sich die Funktionsverschiebung eines solchen affektisch stark betonten Wortes kartographisch darstellt. Lat. *multum* war auch in Frankreich ehemals überall verbreitet. Das zeigt uns die Verbreitung von afrz. *mout*, prov. *molt*, *mout* in den alten Texten. Heute ist das Wort bis auf ganz geringe Reste aus der Sprache geschwunden, siehe Karte X.

Die Ersatzausdrücke in den Mundarten sind heute Legion, und es wird sich kaum mehr eine Schichtung dieser Ausdrücke herstellen lassen, da sie z. T. nebeneinander in Gebrauch stehen. So verzeichnet die Karte 120 des ALF neben anderen die Typen *bravement*, *gramment*, *tout plein*, *en masse*, *bien*, *très bien*, *hardiment*, *joliment*, *fort*, *force*, *gros*, *grossement*, *plat*, *plan*, *prou*, *gaillard* usf., daneben das literarische *beaucoup*, die aber alle der Gefahr ausgesetzt sind, durch noch stärkere Ausdrücke ersetzt zu werden, vgl. auch Hille, Untersuchungen über Gradadverbien im Französischen. Diss. Göttingen, 1911.

Gilliéron hat ferner wiederholt darauf hingewiesen, daß die Reduzierung des Wortkörpers einer Bezeichnung auf einen einzigen Vokal die Ursache zum Wortuntergang sein kann. Zweifellos sucht die Sprache diesen „mutilés phonétiques" einen stärkeren Wortkörper zu geben. So wird die Bezeichnung *août* „August" entweder unter dem Einfluß der Schrift zu */au/* zerdehnt, oder aber verschmilzt zu *mois d'août*. Afrz. *hui* „heute" geht in *aujourd'hui* auf; *huis* „Haustor" ist seit dem 17. Jahrhundert veraltet, es lebt in Mundarten noch tautologisch als *seuil d'huis de la porte*. Der pikardische Ort *Ault* wird von den Einheimischen als *Bourg d'Ault* bezeichnet, die nächst gelegene Stadt *Eu* als *Ville d'Eu*, Gilliéron,



Karte X.

Abeille 38. Auch die Übernahme der Pluralform in den Singular bei Bezeichnungen, die in der Regel in einer Mehrheit vorkommen, kann der Vermeidung der Reduzierung der Wortkörper dienen. Im Wallis wird lat. *ovum* zu /*u*/. Dieses /*u*/-Gebiet wird von den Typen *cocon* bzw. /*us*/ eingeschlossen, ein kartographisches Zeichen, daß auch die /*u*/-Reste in Kürze verschwinden werden, ebd. 69 Anm. Vgl. auch Millardet, RLR 1923, 12 ff.

Obszöne Associationen, die sich aus der lautlichen Entwicklung ergeben, führen gleichfalls zur Aufgabe gewisser Wörter; desgleichen Isolierung der Wörter im Wortschatz, doch führt eine Behandlung dieser Fragen über den Rahmen dieses Büchleins hinaus.

X.

Grundwort und Ableitung.

Kein Wort lebt auf die Dauer isoliert in der Sprache. Es paßt sich, wenn es als Lehnwort in die Sprache dringt, einer bestehenden lautlichen oder morphologischen Reihe an oder schafft sich eine solche auf dem Weg der Ableitung. Ähnlich gibt es auch begriffliche Reihen, von denen die stärksten die sind, die auch lautlich zusammengehalten werden. Nicht jede Ableitung bleibt in begrifflichem Zusammenhang mit dem Stammwort; eine der beiden Bildungen kann untergehen, die erhaltene Bildung wird isoliert und sucht sich einer anderen Reihe einzugliedern; oder eines der beiden Glieder macht eine Bedeutungsverschiebung mit, die es begrifflich von dem ursprünglich zugehörigen Glied abtrennt. So wird in frz. *dessiller les yeux à qn* „jemandem die Augen öffnen“ der etymologische Zusammenhang mit *cil* nicht mehr gefühlt usf. Wo aber ein Bildungsmittel lebenskräftig ist, d. h. immer wieder zu Neubildungen verwendet werden kann, sind Grundwort und Ableitung im engsten, durch die Bildungsmittel vorgezeichneten Zusammenhang. Ein Wort wie „Messerchen“ wird stets als Deminutivum zu „Messer“ gefühlt werden, solange das Stammwort „Messer“ selbst lebend ist. Wenn dagegen frz. *citadelle*, *demoiselle*, *dentelle*, *nacelle*, *ombrelle*, *prunelle*, *écuelle* usf.

nicht mehr deminutiv gefühlt werden, so erklärt sich dies daraus, daß 1. *-elle* als lebenskräftiges Suffix untergegangen ist und 2. die Stammwörter der Ableitungen z. T. für den nicht philologisch Gebildeten überhaupt nicht mehr erkennbar sind, vgl. Bally, Traité de stylistique fr. §§ 184, 250.

Solange aber der Zusammenhang zwischen Grundwort und Ableitung noch gefühlt wird, muß die Veränderung in einem der beiden Glieder notgedrungen auf das zweite Glied einwirken. Noreen hat darauf hingewiesen, daß altschwedisch *pottomakare* „Töpfer" unterging, weil *potta* die Spezialbedeutung „Nachttopf" bekam; „weil *fä* ‚Vieh' ein Schimpfwort geworden ist, will der Hirt nicht mehr *fägömmare*, der Weidejunge nicht mehr *fäpilt* genannt sein; sogar der Hirtenhund heißt nicht mehr *fähund*, das jetzt etwa dem deutschen „Schweinehund" entspricht" .... *fri* verdrängt *fräls* „frei", weil *frälseman* die spezielle Bedeutung „Edelmann" angenommen hat; der Büttel *(bödel)* heißt nicht mehr *stupogreve*, weil nunmehr der *greve* nur noch ein „Graf" ist; siehe Holthausen, GRM 7, 186 f.

„Irreführende Ideenassoziation" nennt Holthausen diese Beeinflussung der Ableitung durch das in seiner Bedeutung verschobene Grundwort und umgekehrt. Auch diese Strömung läßt sich an der Hand der Materialien des ALF an der Arbeit verfolgen. An Stelle des lat. *clavus* „Nagel" ist schon in vorhistorischer Zeit die ursprünglich deminutive Form *clavellus* in Südfrankreich in nicht deminutiver Bedeutung eingetreten. In der Gascogne erscheint aber heute nicht die Form *clavet*, die sich zum Teil aus Ableitungen noch erschließen läßt, sondern das scheinbare Primitivum *clavus*. Gilliéron (L'aire clavellus d'après l'atlas linguistique de la France, 1912) weist nun darauf hin, daß in der Gascogne das *-ellus* Suffix auf lautlichem Wege mit dem lebenskräftigen und bildungsfähigen *-ittus* Suffix zusammengefallen ist[24]). So wurde *clavellus* in der gascognischen Form *klawet* zu einem „kleinen Nagel", und daraus ein *klaw* „Nagel" rückgebildet, das also mit lat. *clavus* in keinem direkten Zusammenhang steht. Nun gab es aber in der Gascogne

wie in der Literatursprache alte *-et-* < *-ittus*-Bildungen, deren ursprünglich deminutive Bedeutung aus verschiedenen Gründen untergegangen war. Gilliéron meint nun mit Recht, daß durch die aus älterem *-el* = lat. *-ellus* neu entstandenen *-et*-Bildungen wie *klawet* das Sprachempfinden für die deminutive Funktion des *-et* Suffixes neu belebt wurde und nun für Begriffe, die keine deminutive Idee zuließen, die „Entdiminutivisierung", „dédiminutivisation" einsetzte.

Liegt hier noch keine „irreführende Ideenassoziation" vor, sondern eine Berichtigung des Verhältnisses zwischen Grundwort und formal deminutiver Ableitung, so erinnert der folgende Fall vollständig an die Bedeutungsentwicklung und den teilweisen Untergang der eingangs erwähnten Formen. Wie das ganze übrige Frankreich besaß auch die Gascogne für den „Wetzstein" die Fortsetzung des lat. *cote* als *cot*, seit dem Ende des Mittelalters */kut/*. Die Form ist heute größtenteils geschwunden, z. T. unorganisch umgestaltet worden: */kuts/*. Die am Rand des gascognischen Mundartgebietes gelegene Ortschaft 697 gibt uns den Schlüssel zur Lösung der Frage, warum lat. *cote* hier entweder untergegangen ist oder unorganische Umgestaltungen erfahren hat. Hier heißt der „Wetzsteinbehälter" */kuterero/*, d. i. ins literarische Französische übertragen *coutelière*, d. i. „Messerbehälter". Das kann keine organische Bildung sein, denn der Wetzstein ist kein Messer, im Wetzsteinbehälter werden keine Messer aufbewahrt. Aber die Form */kuterero/* zeigt an, daß es auf diesem Gebiet zu einer Berührung der Bezeichnungen für „Wetzstein" und „Messer" gekommen ist. Frz. *couteau* erscheint in der Gascogne in der Form */kutet/*. Das mußte auf dem oben umschriebenen Gebiet, wo *-ittus* und *-ellus* lautlich zusammenfallen, in begriffliche Beziehung zu */kut/* „Wetzstein" gebracht werden. */kutet/* neben */kut/* „Wetzstein" erweckt die Vorstellung eines „kleinen Wetzsteins"; oder aber */kut/* neben */kutet/* „Messer" wird morphologisch zum „großen Messer". Das sind Ideenassoziationen, die sich mit den bezeichneten Begriffen nicht vereinbaren lassen. So wird für den „Wetzstein", der im ländlichen Haushalt eine

viel geringere Rolle spielt als das Messer, und für den mit den Bildungsmitteln der Sprache sich unschwer ein Ersatzausdruck schaffen läßt, der alte Ausdruck */kut/* aufgegeben; vgl. AR 6, 25 ff.

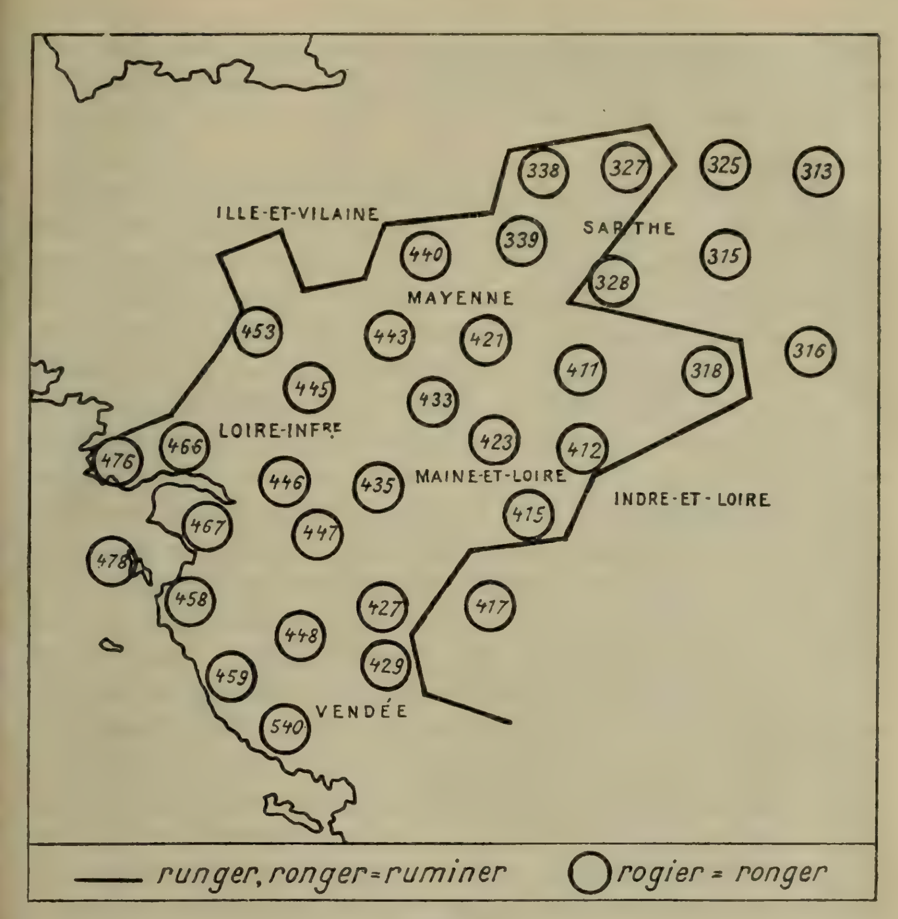
Ebenso ist vermutlich ein im Altfranzösischen so lebenskräftiges Wort wie *remembrer* „erinnern" untergegangen, weil es zu Ideenassoziationen mit *membre* führte usf. Wie die gleichen Tendenzen schon in vorhistorischer Zeit die Wortlagerung und Wortwahl in der Romania beeinflussen, hat J. Jud, RLiR 1, 192 ff. anschaulich gezeigt. Lat. *exstinguĕre* „auslöschen" wird vlat. zu *estingĕre*, das zu *tingĕre* „färben" bezogen wird. So wird *estingĕre* in ein „entfärben" umgedeutet oder vereinzelt *tingĕre* in der Bedeutung „anzünden" gebildet, das so tatsächlich in Glossen belegt ist. Der von Jud in seiner Entwicklung verfolgte Kampf der Bedeutungen gehört zu den interessantesten Kapiteln sprachlicher Biologie. Das Französische hat sich dadurch einen Ausweg geschaffen, daß es zu *teindre* „färben" mittels des den privativen Charakter des abgeleiteten Wortes stärker zum Ausdruck bringenden Präfixes *des-* eine Form *déteindre* geschaffen hat, die nun im engsten Zusammenhang mit *teindre* „färben" ohne weiteres neben *éteindre* „auslöschen" weiterleben kann, besonders da das Präfix *es-* im Galloromanischen seine Lebenskraft eingebüßt hat; siehe EWFS unter *dé-* 2. In nördlichen Mundarten, wo lat. *ventus* in der Lautung */vẽ/* erscheint, fällt nun aber dieses *éteindre* „auslöschen" mit *étendre* „ausdehnen" zusammen; so wird hier neuerdings das privative *éteindre* „auslöschen" in ein *déteindre* „auslöschen" verstärkt, das nun zwar neben sich ein *déteindre* „entfärben" und ein *déteindre* „entspannen" hat, die sich als privative Bildungen semantisch aber leichter vereinigen lassen als *éteindre* „auslöschen" mit *éteindre* „ausdehnen". Daß aber auch hier das Vulgärfranzösische am Marsche ist, um diese Homonymie aufzuheben, wird im Folgenden nach Jud erwähnt werden. Weitere Belege für das Wirken dieser irreführenden Ideenassoziationen siehe im Folgenden.

XI.

Ersatzformen für untergehende Wörter.

Wo mit einer neuen kulturhistorischen Welle neue Ausdrücke in eine Sprache dringen, kann man nicht so sehr von einem Ersatz als von einer Verdrängung oder Zurückdrängung des alten oder begrifflich verwandten Wortes sprechen. Wirklicher Ersatz wird aber notwendig, wenn aus einem der angeführten innersprachlichen Gründe ein Wort dem Untergang verfällt. In solchen Fällen ist es nun möglich, die innere Stärke und Widerstandsfähigkeit einer Mundart oder Sprache zu beurteilen. Der Ersatz kann von außen und von innen kommen.

Das Reservoir, aus dem die mittelalterlichen Schriftsprachen immer wieder schöpfen konnten, wenn einheimische Wörter ersetzt oder neue Bezeichnungen geschaffen werden mußten, war das Lateinische. Das war schon längst bekannt, aber wieder hat Gilliéron auf die Bedingtheit vieler Latinismen hingewiesen[25]). Afrz. *mont* „Welt" wird nicht aus Freude an Latinisierungen durch den Latinismus *monde* ersetzt, sondern weil seine Existenz durch *mont* „Berg" bedroht war, siehe S. 35f. *affirmer* „versichern" tritt für afrz. *afermer* ein, nach Gilliéron, weil in *fermer* volksetymologisch *fer* „Eisen" hineingedeutet wurde, wahrscheinlich aber, weil der Bedeutungsumfang von *affermer* (das als Ableitung von *ferme* auch die Bedeutung „in Pacht geben" besaß), zu groß geworden war. Afrz. *descorder* „zwieträchtig sein" wird zu *discorder* latinisiert, weil sich als Ableitung von *corde* „Seil" ein *descorder* „Seil abnehmen" einfand. Die Ausdrücke der Kirchensprache, afrz. *peneïr*, *penëance* aus lat. *pœnitere*, *pœnitentia* schwinden vor den neu aufgenommenen Latinismen *péniter*, *pénitence*, da die alten Formen mit *peine* und *peiner* in Beziehung gebracht werden. Lat. *rumigare* „wiederkäuen" ergibt afrz. *rungier*, mundartlich *rongier*; vlat. **rodicare* „benagen" afrz. *rogier*. Die beiden Wörter werden im Süden und z. T. im Westen auseinandergehalten, siehe die Karte XI, die zeigt, daß das Vorhandensein von *rungier*, *rongier* „wiederkauen" an das Vorhandensein der Form *rogier* für „benagen"



Karte XI.

gebunden ist. Die fünf am weitesten gegen Osten zu vorgeschobenen Ortschaften, die *roger* neben *ruminer* haben, gehören ursprünglich zweifellos auch zum *rungier*-Gebiet. Sonst sind aber im Nordfranzösischen die beiden Wörter schon in vorhistorischer Zeit unter der Form *ronger* verschmolzen. Es tritt daher für *runger, ronger* „wiederkäuen" der Latinismus *ruminer* ein. Die Kollision der beiden Wörter zeigt sich in den letzten Ausläufern in den Punkten 709, 812 des ALF mit */ruña/* „benagen", das die Form von *rumigare* „wiederkäuen", aber die Bedeutung von **rodicare* zeigt.

Solche Beobachtungen lehren uns, daß man in Zukunft bei der Erklärung der Aufnahme von Latinismen alle die

Gründe berücksichtigen müssen wird, die in den Abschnitten VII—X für die Veränderungen in der Zusammensetzung des Wortschatzes als maßgebend angeführt wurden.

Die Rolle, die das Lateinische für die Literatursprache spielt, spielt das Vulgärfranzösische, zum Teil auch das Französische der Schulen, für die Mundarten Frankreichs; siehe Gilliéron, Abeille 41, Anm. Wo Wörter aus innersprachlichen Gründen schwinden, wo verschiedene Wortwellen aufeinanderstoßen, kurz überall wo die die Mundart sprechende Bevölkerung Anlaß zu Hemmungen empfindet, hält das Vulgärfranzösische seinen Einzug. Wie die Ursachen solcher Hemmungen die mannigfaltigsten sein können, so ist auch das Eingreifen des Französischen verschieden. Das literarische *coq* „Hahn" tritt in der Gascogne an drei Punkten auf. Alle drei Ortschaften sind an der Grenze von verschiedenen einheimischen Worttypen gelegen. 649 liegt in dem Gebiet, wo *gallus, phasianus, pullus* zusammenstoßen. Die Bevölkerung, die mit den Nachbarn in allen drei Richtungen in Verkehr steht, nimmt als den Ausdruck der allgemeinen Verständlichkeit den Literaturausdruck auf; vgl. Gilliéron-Roques, Études 130 f.: «Nous voyons les parlers se livrant au français, parce qu'ils n'ont plus assez de confiance en eux-mêmes pour choisir librement leur voie.»

Lat. *coda*, prov. *coa* ist im Languedokischen über */ko-o/* zu */kō/* geworden und ist in dieser Form vereinzelt im Departement Gard bezeugt. Ein so gebautes Femininum fällt aber aus dem normalen Formenschema heraus, da *-o* die gebräuchlichste Femininendung ist, ein */ko/* also wie ein Wort ohne Stamm aussieht. Eine Zerdehnung des Wortes zu */ko-o/* hat nur dann Erfolg, wenn zwischen die beiden *-o*-Laute ein Übergangslaut eingeschoben wird. Das ist auch tatsächlich auf weiten Strecken geschehen, daher die Formen vom Typus */koio/ /kouo/* u. ä. Oder aber ein einheimisches */ko-o/*, das immer wieder in Gefahr ist, einsilbig zu */ko/* zu werden, wird durch Übernahme der frz. Form *queue* zu *queu-o* verbessert und damit vor dem Einsilbigwerden bewahrt: siehe AR 6, 58 f. So greift die Literatursprache also

auch in die Formenbildung der Mundarten ein. Über ihren Einfluß auf die mundartliche Syntax vgl. Millardet, RLR 1921, 101.

So wird das Auftreten eines literarischen Ausdrucks in den Mundarten, wenn es sich nicht um einen Ausdruck der speziellen Kultur der Reichshauptstadt handelt, zu der Frage führen, warum diese Entlehnung stattgefunden hat. So hat Gilliéron aus der Tatsache, daß heute in wallonischen Mundarten statt der zu erwartenden Form */tier/* das literarische *terre* lebt, geschlossen, daß der Grund der Entlehnung in dem Zusammenfall von *tertre* und *terre* gelegen war, die beide zu */tier/* wurden. Bestätigt wird der Schluß dadurch, daß auch *tertre* durch *montagne* ersetzt ist, Abeille 7. Die Bezeichnung für den Hund in der Auvergne, im Limousin und dem ganzen Südosten = *chi, chin* ist nach Dauzat, Géogr. lingu. 68, ein aus dem Rhône-Gebiet weitergewandertes frz. *chien*. Es hat das einheimische */ka/* verdrängt. Der Grund geht aus der S. 61 beigedruckten Karte XII hervor.

Ähnliche Beobachtungen lassen sich auf Schritt und Tritt machen. Die Entlehnungen sind umso zahlreicher, je literarischer, allgemein üblicher die Begriffe sind. Sie sind in den Mundarten am zahlreichsten, die selbst schon im Untergang begriffen sind. Für ein solches Gebiet noch einen Beleg. Wie schon S. 55 erwähnt wurde, fallen im Pikardischen die Typen **distingĕre* „verlöschen", **distingĕre* „entfärben" und *distendere* „entspannen" lautlich zusammen. In St-Pol Stadt tritt das literarische *éteindre* für das 1., *détendre* mit der literarischen Aussprache für das dritte Wort ein. So sind die drei Bezeichnungen wieder lautlich geschieden; Jud RLiR 1, 211 f.

Neben der Entlehnung aus dem Vulgärfranzösischen bzw. in weiterm Rahmen aus der Schriftsprache kommt auch eine Entlehnung aus anderen Mundarten in Betracht. Solche beeinflussenden Mundartengruppen wurden schon in Abschnitt IV erwähnt. *couenne* „Schweif" im Departement Puy-de-Dôme stammt aus dem Lyonesischen; das südlanguedokische */kudia/* „Wetzsteinbehälter" aus den nördlich anschließenden Mundarten, siehe S. 18. Der Weg der Entlehnung aus Nachbarmundarten wird

hauptsächlich dann beschritten werden, wenn den Sprechenden der literarische Ausdruck nicht bekannt ist, so namentlich bei den Bezeichnungen des typischen ländlichen Lebens. Die Untersuchung der Bezeichnungen für „Wetzstein" und „Wetzsteinbehälter", AR 6, 1 ff., hat nicht einen einzigen Fall einer Entlehnung aus der Literatursprache ergeben. Im Norden des poitevinischen Dialektgebietes finden sich die folgenden Entsprechungen für lat. *cote* „Wetzstein" und *coda* „Schweif":

	458	459	540	448	429	416
lat. *cote*	*kô*	*kô*	*kô*	*kô*	*a aiguiser*	*ko*
lat. *coda*	*tiö*	*kü*	*kü*		*ku*	*kö*

Die Ergänzung *à aiguiser* für /*kô*/ „Wetzstein" hat nur dann eine Berechtigung, wenn /*kô*/ ursprünglich auch eine andere Bedeutung besaß. /*kô*/ ist tatsächlich die hier zu erwartende Entsprechung des lat. *coda* „Schweif". Die angeführten Mundarten zeigen nun drei der möglichen Wege, auf denen die Homonymie zwischen den beiden /*ko*/-Formen vermieden werden konnte. 1. Entlehnung der Form *queue* „Schweif" aus dem Vulgärfranzösischen, daher die Formen /*kö*/, /*kü*/. 2. Entlehnung aus den Nachbarmundarten, daher die Formen /*ku*/ der Punkte 448, 429, die aus dem Osten stammen. 3. die attributive Erweiterung der einen der beiden homonymen Formen: /*kô*/ *à aiguiser* „*ko* zum Schleifen", im Gegensatz zu *kō* *(de cheval)*, *kō* *(de charrue)* usf. s. d. F.

Die gleichen Grundzüge der Entlehnung findet man überall, wo man ihren Gründen nachgegangen ist. So hat Jud RLiR 1, 206 gezeigt, daß im Florentinischen lat. *exstinguere* „auslöschen" in der Form *stingere* erscheinen sollte. Das Wort lebt im Altflorentinischen, aber als Kompositum von *tingere* „malen" in der Bedeutung „entfärben". Daher greift das Florentinische zu dem Sienesischen Dialektausdruck *spegnere*. (Hier vereinfacht wiedergegeben.)

Was für das Galloromanische das Vulgärfranzösische bedeutet, ist für die alte Romania das Vulgärlateinische Latiums. Auch hier dringen aber Neubildungen nicht immer bis in die Peripherie der Romania, auch hier zeigen einzelne Teile ihr eigenes Sprachleben. Zu lat. *expergisci*

„erwachen“ wurde vlat. das Partizip *expertus* gebildet, das gleichzeitig das klassische Partizip von *experiri* „in Erfahrung bringen“ ist; so geraten *experiri* und *expergisci* miteinander in Konflikt (der sich in der lateinischen Überlieferung auch darin zeigt, daß nun zu *experiri* eine Inkohativform *experisci* gebildet wird; so auf Inschriften bezeugt). Die italische Vulgärsprache schafft nun Abhilfe, indem sie für das bedrohte *expergisci* „aufwachen“ Medialformen zu den transitiven *evigilare*, *excitare* schafft, aber die Gallia Belgica und das iberomanische Gebiet schaffen aus dem eigenen Wortmaterial Ersatz: Auf der iberischen Halbinsel wird zu *expertus* (zu *expergisci)*



Karte XII.

ein **expertare* geschaffen, das nun dem Zusammenfall mit *experiri* enthoben ist; Jud RLiR 1, 181ff.

Der oben erwähnte dritte Weg, auf dem eine Homonymie vermieden werden kann, die attributive Erweiterung eines der homonymen Wörter baut nur ein in jeder indogermanischen Sprache vorhandenes Bildungsmittel aus. Das Arabische, das mehrere hundert Ausdrücke für das Kamel besitzt, wird, um etwa das schwarze Kamel vom braunen zu unterscheiden, nicht zu einer attributivischen Ergänzung des allgemeinen Wortes für Kamel schreiten wie das Deutsche (siehe M. L. Wagner, GRM 8, 48), wohl aber eine Sprache, die für die verschiedenen Unterglieder eines übergeordneten Begriffes wie Kamel keinen adäquaten Ausdruck besitzt. Schon oben wurde erwähnt, daß das Französische die attributive Erweiterung nicht nur zu dem Zwecke gebraucht, um übergeordnete Begriffe von den untergeordneten zu unterscheiden, sondern auch, um zwei etymologisch und begrifflich voneinander getrennte Wörter auseinander zu halten. So tritt *saindoux* neben *seing* „Glocke", dessen Bedeutung eine Merkmalsbestimmung wie *doux* ausschließt. So scheidet der Verfasser eines französischen mundartlichen Wörterbuches *queue* „Schweif" von *queux* „Wetzstein" durch die Ergänzung *à faux*, schreibt also *queue à faux* „Sensen-*queue*".

Solche zweckangebende Ergänzungen haben aber den Nachteil, daß sie selbst zu mißverständlichen Associationen führen. Ein */kö/ à aiguiser* ist eine brauchbare Bildung, solange die Lautform */kö/* aus älterem *couz* bzw. *coue* selbst noch eine doppelte Vorstellung erweckt. Sobald aber etwa */kö/* in der einen Bedeutung, also etwa der Bedeutung „Wetzstein", untergegangen ist, associiert sich das erhaltene */kö/* „Schweif" die Ableitung */kö/ à aiguiser*, dieses wird zu einem „Wetzschweif" und schwindet aus der Sprache. Dieser Entwicklung gehen die Mundarten aus dem Wege, wenn es gelingt, die lautlich zusammengefallenen Wörter in eine begriffliche Reihe zu bringen, also etwa auf dem Wege der Ableitung in das Verhältnis des Größeren zum Kleineren zu stellen.



Karte XIII.

Im Poitevinischen ist für die „Warze", frz. *verrue*, das lat. *ficus* „Feige" erhalten, wie in dem anschließenden Gascognischen. Es ist hier über *fic* zu *fi* geworden. *fi* ist auf dem größten Teil des Gebietes auch die zu erwartende Entsprechung von lat. *filum* „Faden". Auf dem Gebiet nun, wo *fi* „Warze" erhalten ist, ist für *fi* „Faden" die Ableitung */filé/* eingetreten. Damit ist die Homonymie der beiden Ausdrücke vermieden. Ein *filet* mit Wiederbelebung des im 16. Jahrhundert zunächst vor Konsonanten verstummenden auslautenden *-l* von *fil* rückt das Wort auch lautlich von *fi* „Warze" ab, so daß zwischen den beiden Ausdrücken nicht mehr die begriffliche Beziehung zwischen Grundwort und Ableitung gefühlt wird. Daß aber tatsächlich eine Vermengung der Entsprechungen

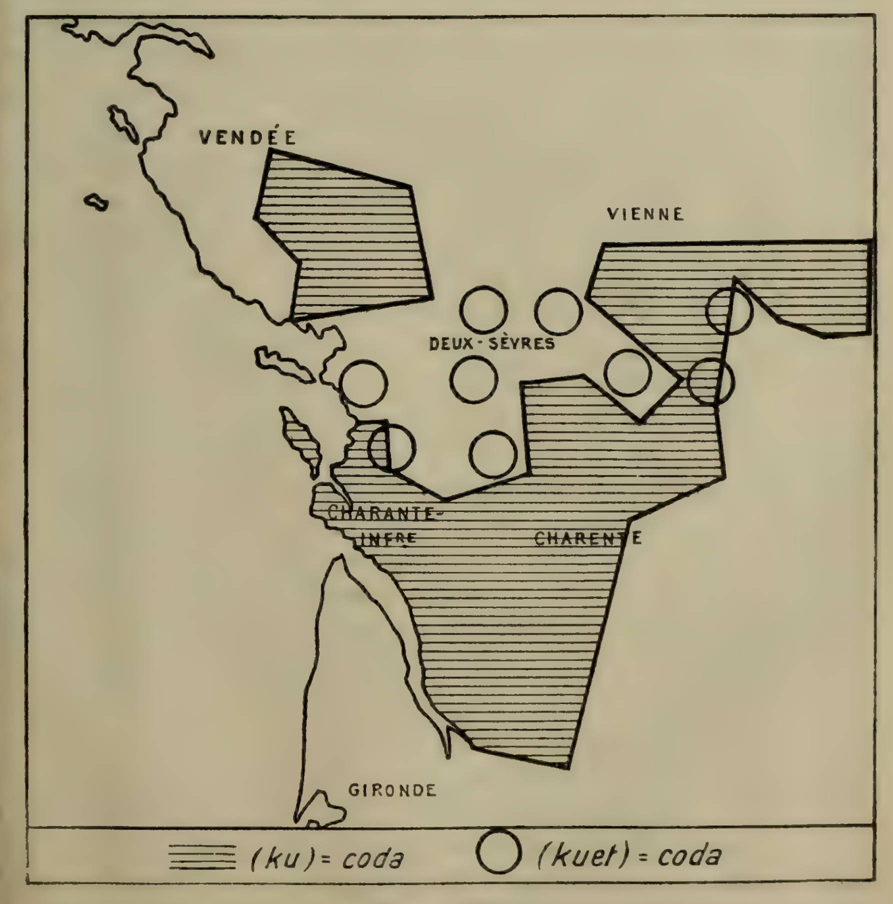
von *ficus* und *filum* eingetreten ist, zeigt die am Rande des *fi* „Warze“-Gebietes gelegene Ortschaft 423, in der neben dem importierten */verür/* die Form *fil* „Warze“ angegeben wird, das also im Auslaut das *-l-* von lat. *filum* trägt. Daß die Deminutivbildung ein Mittel ist, um die Homonymie zu vermeiden, zeigt auf dem gleichen Gebiet ein zweiter Beleg. Inmitten eines ausgedehnten Gebietes, auf dem lat. *coda* in der Form */ku/* erhalten ist, findet sich eine Zone mit */kuet/*, d. i. *queuette* „Schweiflein“. Ohne äußeren Anlaß bezeichnet der Bauer nicht den Ochsen- oder Kuhschweif als „Schweiflein“. Wie *filet* „Fädchen“ einen Ausweg darstellte, um den Zusammenfall von *fi(c)* „Warze“ und *fi(l)* „Faden“ zu vermeiden, so wurde *queuette* „Schweiflein“ gebildet, um der Homonymie mit *queux* „Wetzstein“ auszuweichen. Ebenso fällt lat. *nasus*, afrz. *nes*, mit afrz. *nef*, Nominativ *nes* „Rübe“, zusammen; so wird die deminutive Ableitung *navet*, ursprünglich „junge frische Rübe“, für *nef* allgemein. Lat. *postis* „Pfosten“, afrz. *post*, wird im 13. Jahrhundert mit *pot* „Topf“ identisch, daher tritt für das erste die Ableitung *poteau* ein. Im ganzen Süden Frankreichs dürfte *clavellus* für *clavus* wegen der Kollision mit *clavis* „Schlüssel“ eingetreten sein; siehe S. 53.

Die Deminutivbildung ist eines der Mittel, um die Homonymie zu vermeiden; die Augmentativbildung das entsprechende Gegenstück. Afrz. **pous* „Staub“ läßt sich noch durch prov. *pols* erschließen, es wird durch die Ableitung *poussière*, ursprünglich „Staubmenge“, ersetzt, da es mit *pous* „Brei“ zusammenfällt.

Im Nordteil des provenzalischen Gebietes ist für den Wetzsteinbehälter ein Typus *cotaria* in Gebrauch, d. i. die Femininform zu dem maskulinischen *cotarium*, das den gemeingalloromanischen Typus darstellt. Zwischen dem maskulinischen Suffix *-arium* und der femininen Entsprechung *-aria* bestehen die mannigfaltigsten Beziehungen. Die Funktion der beiden Suffixe ist fast dieselbe und es ist an und für sich nicht auffällig, wenn an einem beliebigen Punkte für eine alte *-arium* Bildung das entsprechende Femininum eintritt. Wenn wir nun aber konstatieren, daß sich der feminine Typus *cotaria*

nur dort einfindet, wo der maskulinische mit einem zweiten Wort, d. i. hier *cubitus*, zusammenfällt, dann werden wir schließen müssen, daß das Eintreten der Femininbildung für das alte Maskulinum in kausalem Zusammenhang mit diesem Zusammenfall steht. Die Bildung der Form */kudeira/* ist also ein Mittel, um den drohenden Zusammenfall von */kude(r)/* „Wetzsteinbehälter" mit */kude/* „Ellbogen" zu vermeiden. Was sich hier geographisch erweisen läßt, muß aber als mögliches Erklärungsprinzip bedacht werden, wo sich die einzelnen Formen und ihre Beziehungen zueinander geographisch nicht verfolgen lassen.

Die bisher besprochenen Ableitungen bauen unmittelbar auf der Wortform auf, die innerlich geschwächt



Karte XIV.

erschien. Bisweilen ist das Ersatzwort für ein in seiner Existenz bedrohtes Grundwort selbst wieder abgeleitet von einer Ableitung vom gleichen Grundwort. Zu afrz. *mes* „Bote“ gehört die Ableitung *message* „Botschaft“. Das Grundwort */me/* wird zu vieldeutig, daher wird es durch das von *message* neu abgeleitete *messager* ersetzt. Oder für afrz. *macher* „quetschen“, das in der Ableitung afrz. *machëure*, nfrz. *mâchure* „Quetschung“ erhalten ist, tritt die Neuableitung *mâchurer* ein, da *macher* „quetschen“ mit *mâcher* „kauen“ zusammenfällt.

Schon diese Fälle zeigen, wie sehr die Wortbildung in die Wortgeschichte hineinspielt. Stammwort und Ableitung bleiben in der Sprache in der Regel aufs engste verbunden; siehe S. 52 f. Wo eines der beiden Glieder sprachlich erkrankt, kann es am zweiten, zugehörigen eine Stütze suchen. In südöstlichen Mundarten ist die Entsprechung von frz. *clouer* „nageln“ mit einzelnen Formen von *clore* „schließen“ homonym geworden. Es ist aber nicht gleichgültig, ob man versteht, daß eine Tür zu „verschließen“ oder daß sie zu „vernageln“ ist. Das Französische hat die Möglichkeit, zu vokalisch endenden Substantiven mittels eines *-t-* als Übergangslaut eine verbale Ableitung zu schaffen, welche die Beschäftigung mit dem Stammwort ausdrückt; vgl. *pianoter*, *chapeauter*, *filouter* u. v. a. So wird ein *clou-ez* „vernagelt“, das als *clouez* „verschließt“ gedeutet werden könnte, in *clou-t-ez* „verschließt mit einem *clou*“ umgebildet; Gilliéron, clavellus 19 f.

Auf dem gleichen Gebiet, das für *clou-er* eine Form *clou-t-er* eintreten ließ, das also in der Ableitung den Stamm des Grundwortes neu eindeutig bezeichnete, tritt für lat. *cotarium* „Wetzsteinbehälter“ eine Form *covier* auf. Hier ist *cotarium* mit *corium* „Leder“ lautlich zusammengefallen. Der „Kumpf“ = */kuer/* wird daher zu einem „Wetzsteinbehälter“ */kou-er/* zerdehnt. Die Wortform für „Wetzstein“ = */kou/* wird neuerdings der alten Ableitung eingefügt; siehe AR 6, 49 ff. Das Studium der Bezeichnungen für Kumpf und Wetzstein zeigt diese gegenseitige Bedingtheit der Formen auf Schritt und Tritt.

Aber alle diese Mittel der Wortbildung, Formenangleichung, Ableitung usf. können gelegentlich versagen. Dann ist die Sprache genötigt, wenn sie nicht zu einer Entlehnung aus der Literatursprache oder einer Nachbarmundart greifen will oder kann, ein begriffsverwandtes Wort den neuen Bezeichnungsnotwendigkeiten anzupassen. Handelt es sich um ein Werkzeug wie den Wetzstein, dann kann das neu zu bildende Wort auf einem Verbum des Schärfens aufbauen, daher die Bildungen wie *affiloir, aiguisoir, aiguise, aiguisette, affilette, ramoulette, amoulette* u. ä.; siehe AR 6, 89 ff. Sonst aber lassen sich keine allgemeinen Prinzipien für diese Ersatzbildungen aufstellen. Diese sind von Mundart zu Mundart verschieden, ihre Art hängt ebenso von dem Begriff, der zu bezeichnen ist, wie von der Lebenskraft der Mundart selbst, wie von der Zusammensetzung des lokalen mundartlichen Wortschatzes ab. Vielfach ist die Schaffung eines solchen Ersatzausdruckes die Tat eines einzelnen sprachbegabten Individuums, das Nachahmung findet. Das Individuelle entzieht sich aber einer grammatikalischen Betrachtung.

XII.
Wortzerstörung. Volksetymologie.

Die Sprachgeographie hat also bestätigt, was schon vorher klar geworden war, daß von einer unbewußten, von außen nicht beeinflußbaren Sprachentwicklung nicht die Rede sein kann. Sie hat gezeigt, daß sich Gesetzmäßigkeit nur dort findet, wo Erscheinungen des Sprachlebens seitens der Sprechenden in Serien gebracht sind. Wenn nun aber ein Wort außerhalb jeder lautlichen und begrifflichen Serie steht, dann wird es zum Teil aus begrifflichen Gründen, zum Teil nach rein äußerlichen Anklängen von anderen Reihen angezogen. Die Volksetymologie bemächtigt sich solcher Wörter und stellt sie außerhalb jedes Lautgesetzes. Oder aber das Wort wird verworfen, ohne daß einer der in den Abschnitten VII—X angeführten Gründe dafür die Verantwortung trägt. Jaberg hat so die Weiterentwicklung der gallo-

romanischen Bezeichnung des „Weißdorns“ *albaspina*, frz. *aubépine*, verfolgt, das nach dem Ersatz des Adjektivs *albus* „weiß“ durch das fränkische *blank* in seiner Zusammensetzung unverständlich geworden war, Sprachgeographie 22 ff.

Für die „Herbstzeitlose“, lat. *colchicum autumnale*, ist im Galloromanischen seit dem 4. Jahrhundert ein Typus *caliculata* „die becherförmige Pflanze“ in Gebrauch. Das Stammwort ist zwar im Französischen erhalten, aber in den spezialisierten Bedeutungen „Hängelampe“ bzw. „Goldspinnerspule“; siehe ZRP 40, 159; jedenfalls hat *caliculata* „Herbstzeitlose“ den Zusammenhang mit *caliculus* „Becherchen“ verloren. Es wird daher, vielleicht auch unter dem Einfluß der Dissimilation, zu *caniculata* umgestaltet, und dieses als *mort aux chiens* interpretiert (die Herbstzeitlose ist giftig). *canis* hält also in der Bezeichnung der Herbstzeitlose seinen Einzug, nicht weil die Volksphantasie überhaupt Vorliebe für die Animalisierung von Pflanzenausdrücken hat, sondern weil in dem galloromanischen *caliculata* zwei *-l-* aufeinander folgen und der Stamm des Wortes durch kein begriffsverwandtes Wort gehalten wird. Vgl. dazu prov. *canelhada*, afrz. *chenillée*. Aber auch dieses *caniculata* ist noch nicht das Endprodukt der Entwicklung. Es wird zu *coniculata* (d. i. + afrz. *conil* „Kaninchen“) oder *coluculata* (d. i. + frz. *quenouille* „Kunkel“) oder *corniculata* (d. i. + frz. *corneille* „Krähe“) umgestaltet, alles mittellateinische Typen, die aus lebenden mundartlichen Formen latinisiert sind; siehe Bertoldi, Un ribelle nel regno de'fiori, S. 115 ff. Jeder Versuch, solche Umgestaltungen in Zusammenhang mit allgemein gültigen Lautgesetzen zu bringen, muß scheitern, da sich das Wort selbst in keine bestehende Serie endgültig einfügt.

Ein weiteres Wort, das den Zusammenhang mit seinem Stammwort verloren hat, ist auch frz. *églantier* „wilder Rosenstock“; siehe Ochs, Die Bezeichnungen der wilden Rose, S. 10 ff. Das Wort sucht sich neue begriffliche Reihen. Wo *gland* „Eichel“ mit dem Artikel verschmolzen ist, d. h. wo für die Eichel ein Typus *agland* lebt, wird der wilde Rosenstock zum „Eichelträger“; vgl. nach Ochs l. c.:

816	*aglantier* „wilder Rosenstock“	...*agland*	„Eichel“
818	*aglancier* „ „	...*agland*	„
901/2	*ayantier* „ „	...*ayand*	„
968	*glantier* „ „	...*gland.*	„

Neben dem Typus *aglantier* steht ein Wort *arglantier*, das verschieden gedeutet werden kann. Die Vorsilbe zusammen mit dem scheinbaren Stamm *gland* führt dann zu dem Typus *arbre glantier*, Punkt 467. Der Strauch der wilden Rose und noch mehr der gewisser veredelter Formen der wilden Rose treibt Ausläufer, die sich bei raschem Wachstum wie ein Bogen krümmen. So wird in die Wortform *arglantier, arglancier* frz. *arc* „Bogen“ hineingedeutet. Die Endung *-cier* wird mit */sié/*, der mundartlichen Form für *ciel*, gleichgesetzt, so wird der wilde Rosenstrauch *ar-glancier* zu einem „Regenbogen“ *arc-en-cié*. So fallen in zahlreichen westfranzösischen Mundarten die Entsprechungen von *églantier* und *arc-en-ciel* vollständig zusammen. *gl-* ist in Westfrankreich in weitem Umfang zu *-lj-* geworden; siehe S. 16. So wird dort *arglantier* zu *arljantier, aryantier*. Das neue scheinbare Stammwort *aryant* steht lautlich den mundartlichen Entsprechungen von frz. *argent* nahe, so daß es nur eines kleinen Anstoßes der Volksphantasie bedarf, um aus dem *aryantier* einen *argentier* „Silberträger“ zu machen. Silber erweckt die Vorstellung des Goldes. So stellen sich denn in allernächster Nachbarschaft von *argentin* „wilde Rose“ ein *oryantin* und ähnliche Formen ein. Kein lokales oder literarisches Lautgesetz erklärt diese Entwicklung.

So ist denn die Volksetymologie der Feind jeder lautgesetzlichen Entwicklung. Lat. *madragoras* „Alraun“ kommt schon im 12. Jahrhundert als Lehnwort ins Französische. Es ist zunächst in der Form *mandegloire*, heute auch *main de gloire* belegt. Im 17. Jahrhundert und heute findet sich dafür auch die Umgestaltung *main de gorre* „Schweinshand“; siehe EWFS 585. Oder im Matin von 1902 findet sich für die Räude der Ausdruck *vieux roux*; das ist syntaktisch verbessertes *roux vieux*, und dieses umgedeutetes *rouvieu*, d. i. pikardische Dialektform für *rougeole* „Röteln“; Thomas, Rom. 34, 110.

Wieder muß man sagen: Was wir an einzelnen Belegen in der Entwicklung verfolgen können, muß in der Theorie auch bei der Erklärung von Formen zulässig sein, deren Bildung sich in vorhistorischer Zeit verliert. Hinter Bildungen wie *vieux roux, argentier, mort aux chiens* stehen unverständlich gewordene Appellativa. Wo wir die Geschichte eines der erwähnten Bildausdrücke verfolgen können, zeigt sich das Sekundäre des Bildausdruckes.

XIII.
Zusammenfassung und Lehren.

An der Spitze jeder sprachgeographischen Betrachtung steht das Mißtrauen gegen das Augenscheinliche. Von keiner sprachlichen Erscheinung darf man von vornherein annehmen, daß sie ursprünglich ist. Südfrankreich scheint auf weite Strecken hin für die Bezeichnung des „Nagels" das lat. *clavus* bewahrt zu haben, während sich in Wirklichkeit zwischen das heutige *clavus* und das lateinische *clavus* eine Schichte *clavellus* einschiebt. „Nichts hindert," so schreibt J. Jud, ASSL 120, 74, „vom lautlichen und begrifflichen Standpunkt aus, ein in Südfrankreich lebendes *resegá* „scier" auf lat. *resecare* zurückzuführen, einzig die sprachgeographische Ausdehnung des alten *serrare* lehrt uns, daß dieses *resegá* auf einem großen Teil des Gebietes einer sekundären oder gar tertiären Schicht angehört." Was für die Wortgeschichte gilt, gilt für die Lautgeschichte. Von keinem Lautwandel läßt sich a priori sagen, daß er in einer bestimmten Gegend autochthon ist. Rückbildungen verschleiern die ursprünglichen Verhältnisse, importierter Lautwandel gestaltet das ganze einheimische Lautsystem um. Ganz Poitou, das heute eine ausgesprochen nordfranzösische Mundart ist, machte einst die lautliche Entwicklung des Südens mit, erst im späteren Mittelalter öffnete es seine Tore nördlichen Einflüssen; siehe Festschrift für Ph. A. Becker 50 ff. Das muß berücksichtigen, wer etwa aus dem in historischer Zeit beglaubigten Wortschatz einer Sprache Rückschlüsse auf die Kultur eines Volkes ziehen will. Das Fehlen

eines alten Wortes in einer Sprache kann, das lehrt uns die Sprachgeographie, zahlreiche Gründe haben. Auf das Fehlen des durch ein Wort bezeichneten Begriffes in alter Zeit aus dem Fehlen eines entsprechenden Wortes zu schließen, wird erst dann möglich sein, wenn alle Möglichkeiten des Wortschwundes mit in Betracht gezogen sind.

Die Sprachgeographie hat ferner gezeigt, daß die Deutung einer sprachlichen Erscheinung nur dann mit einiger Sicherheit gelingen kann, wenn sie örtlich ebenso bestimmt ist wie zeitlich; daß dieselbe Form in verschiedener Lage auf durchaus verschiedenem Wege entstanden sein kann. Man hat frz. *herbe sainte* „Wermut" als scherzhafte Umbildung von *absinthe* im Soldatenmund erklärt. Es findet sich aber in den Mundarten nur dort, wo 1. *herbe* zu */arb/* wurde und 2. *-r-* vor stimmhaften Konsonanten verstummte und zum Teil wieder rückgebildet wurde, so daß also in der Mundart die Formen */arb/* und */āb/* für *herbe* nebeneinander standen. Die Umdeutung von *absinthe* zu *herbe sainte* ist also nur die Folgeerscheinung von zwei lautlichen Vorgängen. Wer diese geographische Bedingtheit sprachlicher Umgestaltungen nicht berücksichtigt, ist methodisch ebenso rückständig wie der, der das Wirken der Volksetymologie nun vollständig ausschalten möchte; vgl. Gilliéron, Abeille 226 f.

Was von sprachbiologischen Erscheinungen auf einem bestimmten Sprachgebiet beobachtet wurde, hat sich in ähnlicher Form meist auch schon auf anderen Sprachgebieten nachweisen lassen. So lange die Sprache ein Niederschlag des menschlichen Geistes bleibt, ist es auch nicht anders zu erwarten, da die Denkgesetze das Stabile in der Entwicklung der Menschheit darstellen. Es liegt also nahe, die Erfahrungen, die wir an den heutigen Sprachformen gemacht haben, auf ältere Sprachzustände zu übertragen. Das hat Menéndez-Pidal an der Hand eines ungeheuren Urkundenmaterials für die iberoromanische Halbinsel durchgeführt (Orígenes del Español). Das wird in ähnlicher Form auch für die anderen ro-

manischen Länder versucht werden müssen. Daß auch Herausgeber mittelalterlicher Texte sich die Ergebnisse der Sprachgeographie zunutze machen müssen, wird niemand bestreiten. Nicht der Verzicht auf textkritische Ausgaben, das Verzichten auf Aufstellung von Handschriftenstammbäumen darf die Folge der Beobachtung sein, daß die Forschertätigkeit auf diesem Gebiet zu manchem unhaltbaren scheinbaren Ergebnis gekommen ist, sondern die alte Methode wird sich den neuen Forderungen ebenso anpassen müssen und hat es zum Teil schon getan, wie es auf dem Gebiet der Wortforschung heute als etwas Selbstverständliches anerkannt wird. Wie auch auf dem Gebiet der Ausgabe mittelalterlicher Texte aus den Handschriften der Schreiber mit den sprachlichen Gewohnheiten seiner Zeit und seiner Heimat lebendig gemacht werden kann, hat Th. Frings, Teuthonista, 1927, 97 ff. gezeigt.

Die Sprachgeographie bedeutet also keine Revolution auf dem Gebiet der Sprachforschung, sie bedeutet nur eine Etappe im Fortschritt. Die sprachgeographische Methode ist nicht unhistorisch, sie ist im Gegenteil historisch kat'exochen. Sie ist nicht *die* Methode, sondern *eine* der möglichen Methoden, die namentlich dann wertvoll wird, wenn die anderen Methoden versagen, also etwa wenn die historischen Quellen im Stiche lassen, oder die Gesetze der Lautentwicklung verschleiert sind. Solange sich die Forschung darauf beschränkt, das Nebeneinander der Formen zu verfolgen, eventuell die eine Form aus den Sonderheiten der Nachbarformen zu erklären, solange sie also in erster Linie deskriptiv ist, wird sie gewiß auch ihren Erkenntniswert haben. Darin liegt aber nicht das Neue der Methode. Wird sie dagegen zur *Sprachgeologie*, dann muß sie notgedrungen rekonstruktiv werden. Es gäbe keine Geologie, wenn sich die Forschung mit der Feststellung des Nebeneinanders begnügte. Der Drang zur Rekonstruktion ist dann nicht ein Nachteil der sprachgeographischen Forschung, sondern ihre Voraussetzung. Wer das nicht anerkennt, muß die Methode als ganzes ablehnen. Mit Erfolg wird sie nur anwenden können, wer rekonstruktiv, d. h. logisch

denken kann. Wer nun gegen Rekonstruktionen in der Sprachwissenschaft einwendet, daß die Sprache nichts mit Logik zu tun hat, dem ist mit Voßler zu erwidern: „Logisch oder unlogisch ist ein Gedankengang oder ein Begriffssystem", nicht aber der Gegenstand, der zum Objekt des Gedankengangs gemacht wird.

Da die Sprachgeographie an ihre Jünger also die Forderung stellt, auch über unlogische Erscheinungen logisch denken zu sollen, wird ihre Methodik nie zu einem Schema werden können. Das ist wohl auch der Grund, daß dieser junge Zweig der alten philologischen Wissenschaft von den Ungebärdigsten der Jungen schon heute wieder in den Bann erklärt wird. Die sprachgeographische Methode ist manchen eine unbequeme Methode, da sie sich nicht erlernen läßt, wenn die innere Voraussetzung, ein geschultes Denkvermögen, fehlt. In der Wissenschaft dringt aber nicht durch, was bequem oder unbequem ist, sondern was innerlich gefestigt ist. Darum wollen wir nicht vom Ende einer Periode sprachgeographischer Forschung sprechen, sondern von einem Aufstieg, der zu lohnender Aussicht führt.

Anmerkungen.

[1]) Atlas linguistique de la France p. p. J. Gilliéron et E. Edmont. Paris, 1903—1910. Dazu ein Supplément, Paris 1921; eine Table, Paris 1912.

[2]) J. Gilliéron et J. Mongin. Scier dans la Gaule Romane. Paris, 1905.

[3]) J. Gilliéron, Généalogie des mots qui désignent l'abeille d'après l'atlas lingui. de la France. Paris, 1918.

[4]) S. K. Jaberg, Der Bund, Bern, 4. Mai 1926; J. U. Hubschmied, Neue Zürcher Zeitung, 16. Mai 1926; L. Spitzer, Zs. f. frz. Spr. u. Lit. 1926.

[5]) Dieser Sprachatlas ist auf Grund eines aus vierzig Sätzen zusammengestellten Fragenprogrammes entstanden, das nicht von einem einzelnen Explorator abgehorcht, sondern an die Lehrer von über 44000 Gemeindeschulen zur Beantwortung abgegeben wurde. Die Vor- und Nachteile dieser Art der Aufnahme sind vielfach umstritten worden. Nach mehr als 50 jähriger Arbeit steht nunmehr das Erscheinen der ersten Lieferung dieses monumentalen Werkes in Aussicht. Bisher war das Material nur handschriftlich in Marburg und Berlin zugänglich. Das Netz des deutschen Sprachatlas ist ungefähr zwanzigmal so eng wie das des französischen, doch sind die Gebiete deutscher Zunge außerhalb der Reichsgrenzen vor 1918 nicht mit aufgenommen. Das innerhalb der einzelnen Ortschaften aufgenommene Wortmaterial des ALF ist dagegen bedeutend umfangreicher wie das des deutschen Sprachatlas. Vgl. B. Martin, Staat und Volkstum 1926, S. 686 ff.; Wrede, Über den Sprachatlas des Deutschen Reichs, Arch. f. d. Stud. d. n. Spr. u. Lit. 111, 365 ff.

[6]) J. Gilliéron, Petit atlas phonétique du Valais Roman (Sud du Rhône), Paris, 1884; Hermann Fischer, Atlas zur Geographie der schwäbischen Ma., 1895.

[7]) Notice servant à l'intelligence des cartes, Paris, 1902.

[8]) S. J. Jud, Ein Sprachatlas Frankreichs. Frankfurter Zeitung am 3. Jänner 1909, hier abgedruckt nach J. Huber, BDR 1, 96 f.

[9]) Gilliéron hat wiederholt auf das feine Gehör Edmonts hingewiesen und diesen gegen den Vorwurf verteidigt, daß er gewisse Lautnüancen nicht gehört habe. Es kann nach den Beobachtungen von Bloch, siehe Anm. 10, S. 75 und Millardet RLiR 1921, 36 ff. nicht zweifelhaft sein, daß Edmont in den ihm ferne stehenden südlichen Mundarten tatsächlich manche Lautschwankung nicht richtig erfaßt hat. Das läßt sich bei Aufnahmen durch eine einzelne Persönlichkeit um so weniger vermeiden, als auch in einer Mundart aufgewachsene Leute einzelne Laute ganz verschieden hören. Da das Netz des ALF verhältnismäßig weitmaschig ist, werden auch Ergänzungen zum ALF immer noch gebracht werden können, vgl. Millardet RLiR 1921, 53, der auf das Fehlen einer Imperfekt- bzw. Konditionalform auf *-a (éta = était, fra = ferait)*, auf das Fehlen der Formen mit erhaltenem lateinischen auslautenden *-a* mitten im gaskognischen Sprachgebiet, in dem sonst *-a* zu *-e* abgeschwächt wurde, in der Umgebung von Plaisance, Dep. Gers hinweist usf. Es konnte aber niemals in der Absicht der beiden Autoren des ALF gelegen sein, alles zu bringen, was im galloromanischen Sprach-

schatz vorhanden ist. Das Erreichte allein berechtigt die größte Bewunderung und Dankbarkeit der Forscher.

[10]) *Dauzat*, Géographie phonétique d'une région de la basse Auvergne, 1907; Charles Bruneau, La limite des dialectes wallon, champenois et lorrain en Ardenne, 1913; J. M. Meunier, Atlas linguistique et tableaux des pronoms du Nivernais, 1911; Millardet, Petit atlas linguistique d'une région des Landes, 1909; Bloch, Atlas linguistique des Vosges méridionales. Paris, 1917; Terracher, Les aires morphologiques dans les parlers populaires du nord-ouest de l'Angoumois, 1914; Le Roux, Atlas de la Basse-Bretagne 1915.

[11]) Atlas Linguistique de la Corse, Paris, 1914 ff.

[12]) A. Griera, Atlas lingüistic de Catalunya, Barcelona, Institut d'Estudis Catalans, Palau de la Generalitat, 1923 ff.; siehe Jaberg, Romania, Bd. 50.

[13]) Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz. La cavaletta (la locusta) Heuschrecke-sauterelle, 1927.

[14]) *C. Jaberg* e *G. Jud.* Un atlante linguistico-etnografico Svizzero-Italiano. In „Le vie d'Italia", 1923; Dieselben in Indogermanisches Jahrbuch, 9, 1 ff.; dieselben in Romanic Review Bd. 14; dieselben: Der Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz und die Bezeichnungsgeschichte des Begriffes „Anfangen" in RLiR 1, 114 ff. Weiteres im Text.

[15]) Vittorio *Bertoldi*, Vocabolari e atlanti dialettali, Rivista della Società Filologica Friulana, 1924; Matteo *Bartoli*, Piano generale dell'Atlante linguistico italiano della società filologica G. I. Ascoli, ebd. 1925.

[16]) Chestionar pentru un atlas lingvistic al limbei Române 1. Calul, Cluj, 1922: Auch in Spanien soll ein Sprachatlas in Vorbereitung sein.

[17]) E. Tappolet, Über die Bedeutung der Sprachgeographie. Aus romanischen Sprachen und Literaturen, Festschrift Morf, S. 385 ff.; L. Gauchat, Gibt es Mundartengrenzen? ASSL 111, 365 ff.

[18]) „Was aber sagt Wenkers Massenmaterial dazu? Nun, kaum braucht hier wiederholt zu werden, daß die Grenzen desselben Lautunterschiedes für verschiedene Paradigmen gleicher Kategorie sich nur selten decken, daß es vielmehr Abweichungen, kleinste und kleine, große und größte die Regel sein läßt." Wrede, l. c. 32.

[19]) Rosenquist, Limites administratives et division dialectale, Neuphilologische Mitteilungen, Bd. 20.

[20]) Die beiden im Berner Oberland gelegenen, voneinander nur eine Wegstunde entfernten Ortschaften La Ferrière und Les Bois sind voneinander durch eine scharfe Sprachgrenze getrennt. Das eine Dorf wurde vom Norden, das andere vom Süden her besiedelt; das eine ist katholisch, das andere protestantisch. Es hat also namentlich der mit den Zwischenheiraten verbundene sprachliche Ausgleich hier nicht stattgefunden. Gauchat ASSL 111, 370; den Einfluß der Diözesaneinteilung auf die sprachliche Gliederung betonen schon die Leys d'Amors, s. Morf l. c. 31; zwischen Troistorrents in der Val d'Illiez, das zum Bistum Genf gehört, und Val d'Illiez, das dem Bistum Sitten angeschlossen ist, liegt eine ausgesprochene Mundartengrenze, s. Fankhauser, RDR 3, 20.

[21]) Nach Morf, Zur sprachlichen Gliederung Frankreichs, 1911, S. 31, ist das Südostfrz. vielmehr die Sprache der alten Bistümer Lyon

und Vienne; vgl. auch Hauptfragen der Romanistik, Festschrift für Ph. A. Becker S. 50 ff.; Morf, Mundartenforschung und Geschichte auf romanischem Gebiet, BDR 1, 1 ff.; vgl. auch Wrede ASSL 111, 37: „So sollen noch im deutschen Sprachgebiet hier und da Zusammenhänge zwischen heutigen Dialekt- und alten sogenannten Stammesgrenzen keineswegs vollständig geleugnet werden. Sie haben aber ihren Grund nicht in der Zähigkeit urwüchsiger Stammeseigenheiten, sondern lediglich darin, daß die alten Stammesgrenzen . . . auch nach Erlöschen dieser unter irgendwelchem sonstigen politischen oder administrativen Namen bis in die neuere Zeit fortbestanden haben."

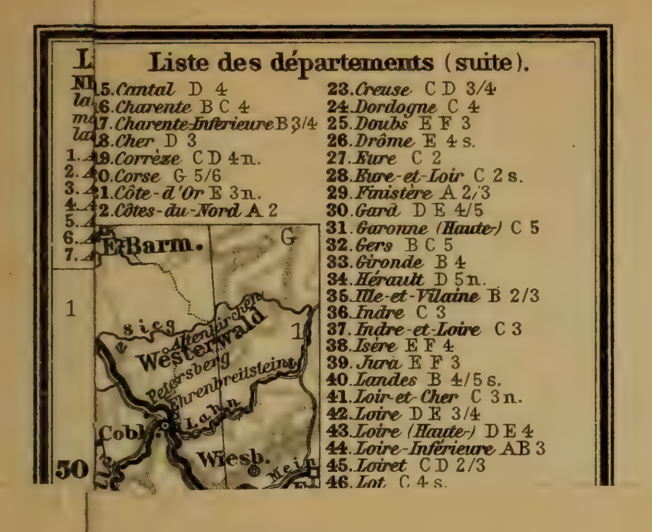
[22]) Hätten die Anhänger der Lehre von der Willkürlichkeit der Lautveränderungen Schuchardts Abhandlung wirklich gelesen, so hätten sie gesehen, daß die viel geschmähten Junggrammatiker instinktiv manches richtig erkannt haben, was erst die allerneueste Forschung an der Hand reicher Materialien erwiesen hat, so z. B. die Theorie von der Unregelmäßigkeit der lautlichen Entwicklung in der Zeit der Ausbildung eines Lautgesetzes, der erst nach Ausgleich individueller und geographischer Schwankungen die Regelmäßigkeit nachfolgt, die wir heute als Lautgesetz formulieren, vgl. dazu Menéndez-Pidal, Orígenes del Español 103 und sonst.

[23]) Das Gefühl der Dialektsprecher für die Lautentsprechungen zwischen Mundart und Literatursprache ist besonders stark entwickelt. So ist in der Pikardie die Erhaltung des lat. *k*-Lautes vor *a* als einheimisches Kennzeichen gegenüber dem literarischen *ch-* bewußt. Es wird daher gelegentlich in Fremdwörtern, die aus dem Französischen mit dem *ca*-Anlaut aufgenommen werden, der literarische Anlaut zu *cha-* überliterarisiert, da *cha-* als die literarische Form kat'exochen gilt, vgl. pik. *Chanada* = *Canada*, *trichoter* für *tricoter;* oder es wird umgekehrt das literarische *champignon* einheimisch und nun zu *campignon* dialektalisiert; s. Gilliéron, abeille 50. Die gleiche Anpassung führt dann gelegentlich zu Literarisierungen mundartlicher Ausdrücke, die den ursprünglichen Lautentsprechungen zuwiderlaufen. So ist norm. *écouer* „erschüttern" zu frz. *échouer* „scheitern" überliterarisiert worden, wie pik. *trichoter* für *tricoter*, s. EWFS s. v.

[24]) Daß *-ittus* und *-ellus* im ganzen Westen der Gascogne und in den Pyrenäen voneinander im Tonvokal geschieden sind, spricht nicht gegen die im Text angenommene Erklärung. Da die Gascogne ein charakteristisches, zusammenhängendes Sprachgebiet darstellt, können Erscheinungen, die in einzelnen Teilen dieses Gebietes ihren Ausgang nehmen, sich über das ganze Gebiet verbreiten.

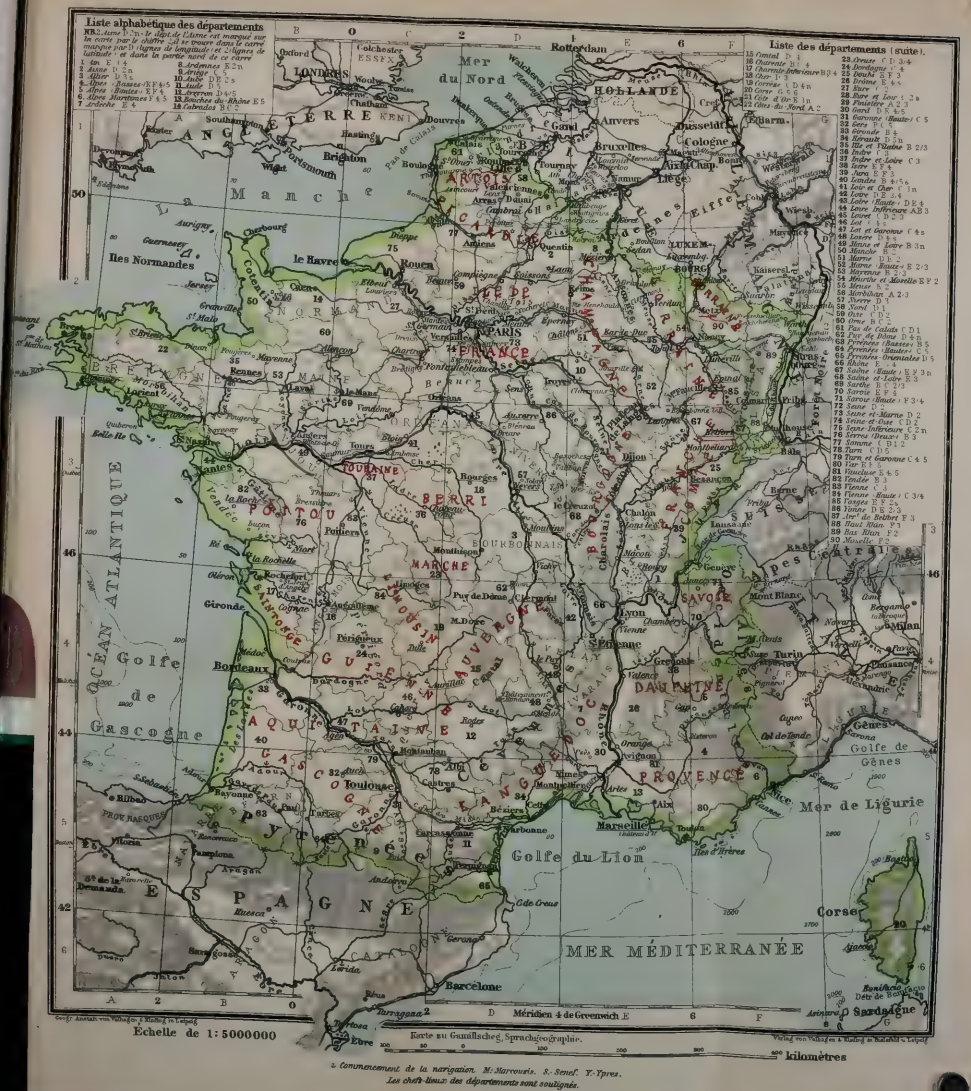
[25]) Les conséquences d'une collision lexicale et la latinisation des mots français. Cinquantenaire. de l'École des H. Études, Paris, 1920.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.



Liste des départements (suite).

15. *Cantal* D 4
16. *Charente* B C 4
17. *Charente-Inférieure* B 3/4
18. *Cher* D 3
19. *Corrèze* C D 4 n.
20. *Corse* G 5/6
21. *Côte-d'Or* E 3 n.
22. *Côtes-du-Nord* A 2
23. *Creuse* C D 3/4
24. *Dordogne* C 4
25. *Doubs* E F 3
26. *Drôme* E 4 s.
27. *Eure* C 2
28. *Eure-et-Loir* C 2 s.
29. *Finistère* A 2/3
30. *Gard* D E 4/5
31. *Garonne (Haute-)* C 5
32. *Gers* B C 5
33. *Gironde* B 4
34. *Hérault* D 5 n.
35. *Ille-et-Vilaine* B 2/3
36. *Indre* C 3
37. *Indre-et-Loire* C 3
38. *Isère* E F 4
39. *Jura* E F 3
40. *Landes* B 4/5 s.
41. *Loir-et-Cher* C 3 n.
42. *Loire* D E 3/4
43. *Loire (Haute-)* D E 4
44. *Loire-Inférieure* A B 3
45. *Loiret* C D 2/3
46. *Lot* C 4 s.

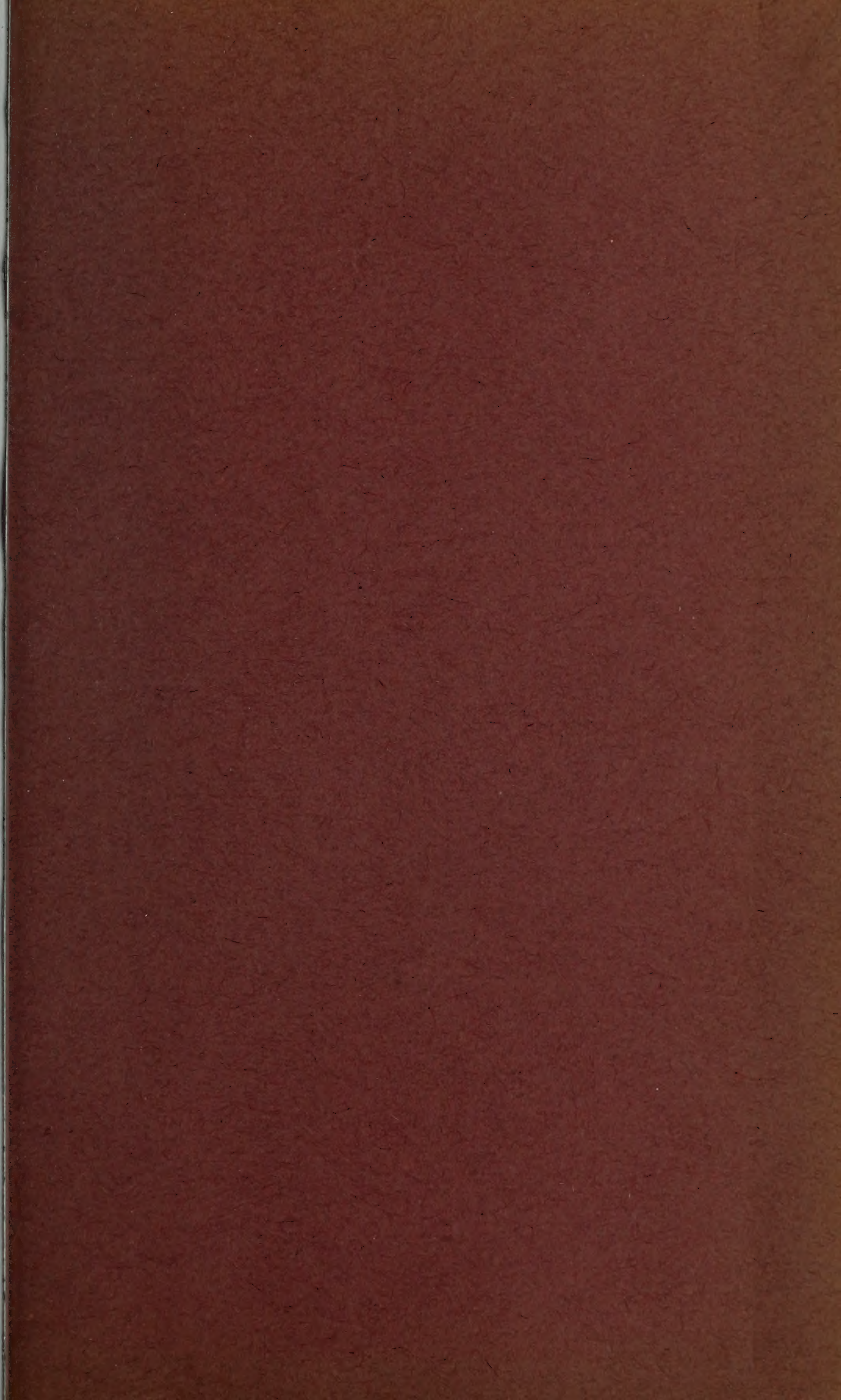


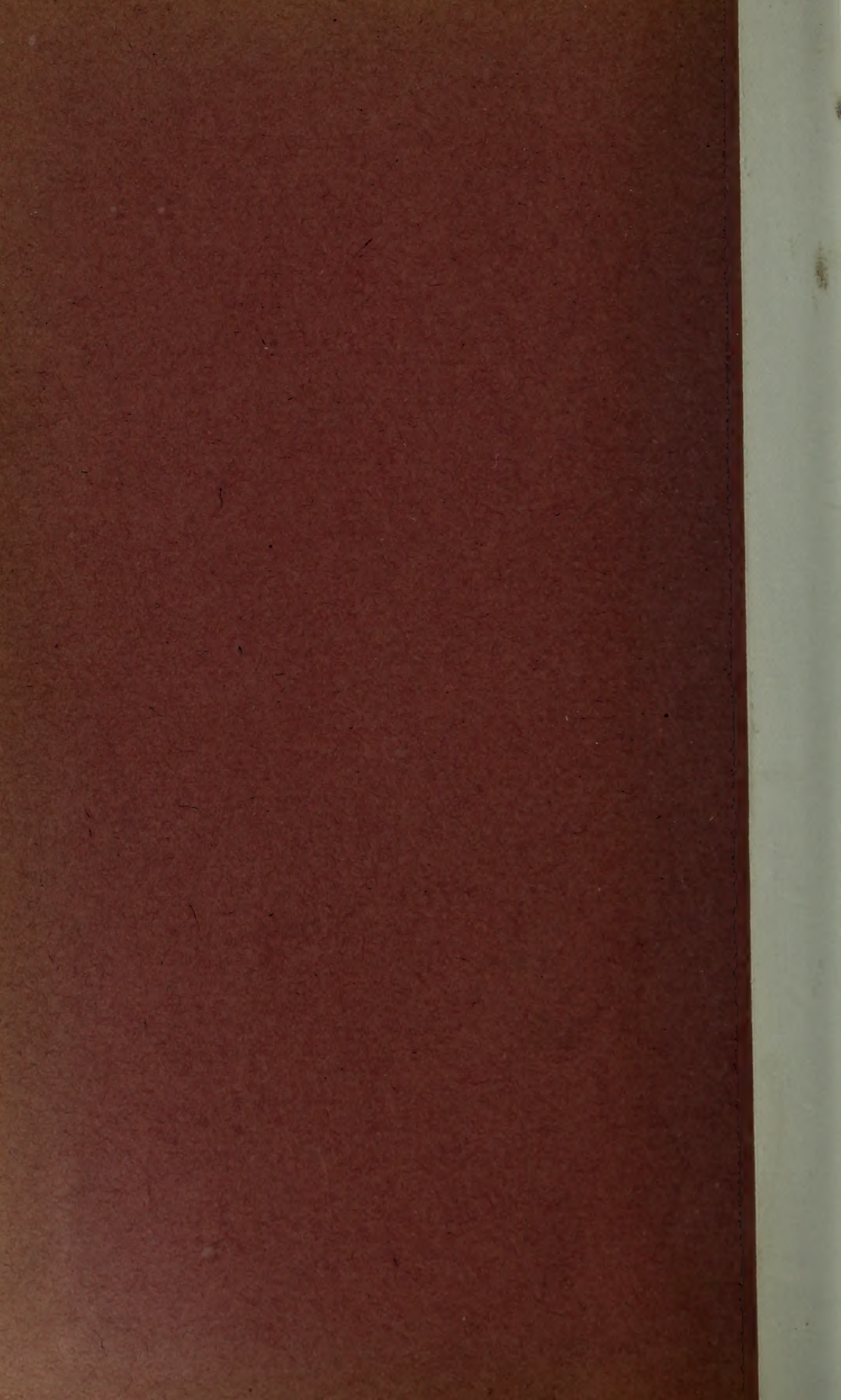
Échelle de 1:5000000

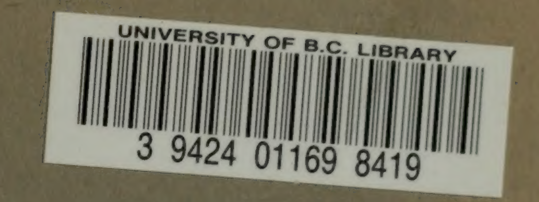
Karte zu Gamillscheg, Sprachgeographie.

100 50 0 100 200 300 400 kilomètres

1 Commencement de la navigation. M.: Marcoussis. S.: Senef. Y.: Ypres.
Les chefs-lieux des départements sont soulignés.






UNIVERSITY OF B.C. LIBRARY
3 9424 01169 8419

